Deutsche Philologie

HEINRICH LERSCH

ein deutscher Arbeiterdichter

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

genehmigt

von der philosophischen Fakultät

der

Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität

zu Bonn.

Von

Hans Eiserlo

aus Oberhausen/Rhld.

Bonn 1937

Druckerei u. Verlag wissenschaftlicher Werke Konrad Triltsch, Würzburg

Referent: Prof. Dr. Enders.

Korreferent: Prof. Dr. Obenauer.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Diese Arbeit erscheint gleichzeitig als selbständiges Buch im
Konrad Triltsch Verlag, Würzburg.

Inhalt.

Erster Teil: Heimat und Herkunft . . . . . 1— 37

I. Werkwelt und Natur in Leben und Dichtung . . . . 1— 25

1. Die schicksalhafte Verbundenheit mit Schmiede und Werkwelt . . . . . 1— 6

— Heinrich Lersch als Sohn eines Kesselschmiedes — Die Opfer der Arbeit — Der heilige Beruf — Im Banne des Magisch-Mystischen — Die Verdeutlichung des magisch-mystischen Werkerlebens —

2. Werk und Schöpfer als tiefere Einheit . . . . . 6— 11

— Werk und Mensch — Der Rhythmus der Arbeit — Teilnahme und Teilhaben an allem Werk — Mensch im Eisen — Das magische Einssein von Werk und Mensch —

3. Die Beseelung der Werkwelt . . . . . 11— 17

— Die Maschine mehr ein organisches als mechanisches Gebilde — Die Maschine im Erlebnis des Werkenden — Nur im Erlebnis wird die Maschine beseelte Wirklichkeit — Die Qualität des Erlebnisses und die Beseelung der Werkwelt — Die Beseelung als Seelengestaltung und Erfühlung —

4. Die Natur als gestaltender Wert . . . . . 18— 25

— Das Naturerlebnis beim Arbeiterdichter — Wald und Flur als Heimat — Kosmische Einsfühlung — Subjektivierung der Natur durch das Kriegserlebnis —

II. Die proletarische Situation . . . . . 25— 37

1. Die Wirklichkeit und Sehnsucht des Arbeiterlebens . . 25— 31

— Berufswahl des Arbeiterjungen — Das Leben des Arbeiters — Die Flucht in die Dichtung — Die erzieherische Wirkung der Dichtung — Der ewige Zwiespalt des proletarischen Lebens — Dichten als Erlösung

2. Der Kampf um echten Sozialismus . . . . . 31— 37

— Der Arbeiterstand als Schicksalsgemeinschaft — Fabrikherrn und Arbeiter — Das Gesetz im Dienste der herrschenden Gesellschaftsauffassung — Die Liebe als ordnendes Prinzip — Die Machtkämpfe der Arbeiter unter sich — Marxistische Bekehrungsmethoden — Der deutsche Arbeiter als Sozialist — Der Marxismus als materialistische Weltanschauung —

Zweiter Teil: Der Weltkrieg . . . . . 38— 71

I. Das völkische Erleben des deutschen Arbeiters . . . . 38— 51

1. Der deutsche Arbeiter und die Volksgemeinschaft . . 38— 42
— Die bürgerlichen Dichter — Der Arbeiter als zeitgereift — Verhältnis zum Staate des kaiserlichen Deutschlands — Die Solidarität der Gemeinschaft —

2. Das Bekenntnis zum Volkskrieg . . . . . 43— 51
— Romantische Tradition — Altgermanische Vorstellungen in deutscher Kriegsdichtung — Das Wir-Bekenntnis — Das Blutsbewußtsein — Die Sehnsucht nach Größe und Tat — Die Begründung des Krieges — Deutschlands Aufgabe — Die Problematik des Krieges — Der Krieg als Retter aus größter Not —

II. Der Krieg als gestaltendes Erlebnis . . . . . 51— 57
— Der Arbeiter als Dichter — Der Krieg als Zerstörer normativer Formen — Sprachschöpferisches Gestalten — Dynamik als gestaltendes Prinzip in der Kriegsdichtung — Das Erscheinungsbild der Schlachten — Die zerstörende Tendenz der kriegerischen Gewalten — Die organische Einheit von Gehalt und Gestalt —

III. Die Wirklichkeit des Krieges . . . . . 58— 71

1. Die Herrschaft der technisch-ökonomisch-organisatorischen Gewalten über den Menschen . . . . . 58— 63
— Die funktionelle Beziehung zwischen Fortschritt und Leben — Die metaphysische Entwurzelung — Die Eigengesetzlichkeit der Technik — Imperialismus — Die Ursache des Weltkrieges — Der Mensch im Dienst der entfesselten technischen Gewalten — Der Materialkrieg — Der totale Krieg —

2. Die heroische Größe des unbekannten Soldaten . . . 63— 71
— Der Mensch als Zerstörer seines Werkes — Die Sehnsucht nach der natürlichen Ordnung — Die Wandlung des Heldischen — Tragische Größe — Der Sinn des Krieges — Das Fronterlebnis als Erlebnis der Volksgemeinschaft —

Dritter Teil: Die Nachkriegszeit . . . . . 72—123

I. Enttäuschung und Hoffnung . . . . . 72— 80

1. Die Novemberrepublik . . . . . 72— 75
— Lerschs Anteilnahme — Brögers bejahendes Bekenntnis — Kritik an Haltung und Einrichtung — Politische Kriegsgewinnler —

2. Das Leben als hoffnungsvolle Aufgabe . . . . . 75— 80
— Die Pflicht zu leben — Der Zeugungswille — Die Sehnsucht nach dem Menschen der Kameradschaft — Mechanik und Leben — Optimistischer Fortschrittsglaube

II. Die Verzweiflung an Arbeit und Werkwelt . . . . . 80— 95

1. Die negative Kritik als Ausdruck des Erlebens an seiner Eigenwelt . . . . . 80— 88
— Fluch der Arbeit — Die Maschine als Feind des Menschen — Die Problematik der Werkwelt als gestaltende Idee — Der Fluch der Mechanisierung —

2. Das ursprüngliche Verhältnis zur Technik, zum Fortschritt 88— 91
— Natürliche Arbeitslust — Rationalisierung und Arbeitslosigkeit — Die Bejahung des Fortschritts — Die tragische Aufgabe des Arbeiters — Der Sinn der Technik — Das Schicksal des nordischen Menschen —

3. Der Mammonismus als Zerstörer des natürlichen Verhältnisses zwischen Arbeiter und Werkwelt . . . . . 91— 95
— Die mammonistische Verseuchung der Vorkriegszeit — Der Tanz ums goldne Kalb in den ersten Nachkriegsjahren — Die Ausbeutung des Arbeiters — Die Entwertung der Arbeit — Die Arbeit als geistig-sittliche Tat —

III. Schmach und Schande in der Novemberrepublik . . . . 95—102

1. Vertrag von Versailles . . . . . 95— 99
— Dichtung als Zeitgeschichte — Die Auswirkungen des Vertrages an Ruhr und Rhein — Die sog. Ankurbelung der Wirtschaft durch ausländisches Kapital — Einzelschicksal als Volksschicksal — Der Wirtschaftsfriedhof an Ruhr und Rhein — Das Werkvolk als deutsches Volk, Germanenvolk —

2. Die Selbstaufgabe des Volkes . . . . . 99—102
— Der deutsche Arbeiter als gefährlicher Idealist — Die Repräsentanten der Republik — Die Erfüllungspolitiker — Das Unfruchtbare als Maß der Zeit — Die Verstoßung aus der Gemeinschaft —

IV. Die Überwindung der inneren und äußeren Not durch die kosmische und völkische Wiedergeburt . . . . . 103—123

1. Die Wandlung der wirtschaftlich-politischen, völkischen Krise zur Krisis der menschlichen Existenz überhaupt . 103—106
— Der vereinsamte Arbeiter und Deutsche — Die Sinnlosigkeit des Lebens — Die Verwirklichung des schöpferisch-zeugenden Prinzipes als neue Sinnwerdung des Lebens — Das Verlangen nach schöpferischer Zeugung

2. Die Ganzheit und Einheit des Menschen als Voraussetzung eines wahrhaft fruchtbaren Lebens . . . . . 106—112
— Säkularisierung des Geistes — Die Natur als Einheit — Die Einheit der animalisch-vegetativen und der menschlichen Natur — Der Tanz als Ausdruck der tieferen Einheit des Menschen — Das Leben der olympischen, apollinischen Menschen — Das Weib als Mensch der Ganzheit und tieferen Einheit — Die Entfaltung des Menschen aus der Urbeziehung zum Du — Die Entfaltung innerhalb der geschichtlichen Situation —

3. Die Heimkehr des Menschen in die natürliche, kosmische Ordnung . . . . . 112—115

— Die Problematik der sozialen Frage — Die soziale Frage keine kollektive, sondern eine persönliche Angelegenheit — Der olympisch-apollinische Mensch, der Mensch der Ganzheit als Überwinder der sozialen Problematik — Der Wandel vom ichsüchtigen, entgotteten zum natürlichen, reinen Menschen — Das Eingehen des Menschen in die kosmische Ordnung —

4. Die Erfüllung des Lebens . . . . . 115—123

— Das Einssein mit allem Werk als Erfüllung eines sinnvollen Arbeiterlebens — Die Solidarität mit dem Werkvolke — Der Mensch schuldig an aller sozialen Problematik — Der Mensch, das Volk das Maß in Technik und Wirtschaft — Zeugen und Werkgestalten — Das Jahrtausend der kosmischen Ordnung — Die Erfüllung durch den Nationalsozialismus.

Vorwort.

Dies Buch möchte ich hinausgehen lassen mit dem einen Wunsche, daß es dazu beitrage, Verständnis zu wecken für den schweren Schicksalsweg des deutschen Arbeiters, der trotz aller Not niemals von seinem Deutschland, seinem Volke ließ, auch nicht in den Tagen, als das gesättigte Bürgertum in Unvernunft ihn brandmarkte, beschimpfte, als Juden und entartete Volksgenossen sich seiner Not und Verzweiflung bedienten, um so ihre eigensüchtige Herrschaft zu sichern. Im Kriege wurde es allen offenbar, daß Deutschlands ärmster Sohn auch sein getreuester war. Arbeiter wie Lersch und Bröger gaben dem großen Erlebnis der Volksgemeinschaft in den Augusttagen 1914 einzigartigen Ausdruck. Auch in den schmachvollen Nachkriegsjahren sind es Arbeiter, die alle Not und Verzweiflung am stärksten erleben, am stärksten aus dieser Zerrissenheit des Volkes nach echter Gemeinschaft sich sehnen. Das dichterische Werk Heinrich Lerschs kündet davon. Es zeigt, wie groß die Not, die deutsche Not in den Nachkriegsjahren empfunden wird, wie stark die Sehnsucht nach fruchtbarem Leben, nach echter Gemeinschaft den werkenden Deutschen durchglüht. Es kündet aber auch von dem Jubel des deutschen Arbeiters, als er erkennt und es endlich erlebt, daß

„Nicht zu Brot allein, auch zu Liebe und Glück
Blüht die deutsche Erde unter Gottes ewigem Licht!"

Doch dieses Buch möchte nicht nur Verständnis wecken für eine Dichtung, die aus dem Erleben des deutschen Arbeiters und seiner Werkwelt geboren wird, es möchte zugleich auch die heldische Größe des werkenden Deutschen aufzeigen, wie sie Lersch eben als Arbeiter und Dichter erlebt und gestaltet hat. Und gerade darin mag der deutsche Arbeiter einen kleinen Dank ehemaliger Werkstudenten erblicken für seine vorbildliche Haltung gegenüber der Volksgemeinschaft.

13. 3. 1938, dem Gründungstag Großdeutschlands.

Hans Eiserlo.

Erster Teil:

Heimat und Herkunft.

I. Werkwelt und Natur in Leben und Dichtung.

1. Die schicksalhafte Verbundenheit mit Schmiede und Werkwelt.

Selten wird einem Dichter des Volkes Schicksal so persönliches Erlebnis wie dem Kesselschmiede, dem Arbeiterdichter Heinrich Lersch. Was das Volk erlebte, sein Werkvolk litt — erlebte, litt auch der Dichter. Als mit der Machtübernahme durch Adolf Hitler Deutschland endlich wieder frei und stark erstand und auch des Dichters heißes Sehnen nach sozialer Gerechtigkeit erfüllt wurde, sang er froh, beglückt und dankbar seine Lieder. Doch nicht lange sollte er sich dieses Glückes freuen. Sein Werkvolk, Deutschland war gerettet, war ja erlöst, der Sinn seines Lebens gültig erfüllt. Am 18. Juni 1936 starb er in einem stillen Winkel seiner rheinischen Heimat.

Kesselschmied blieb dieser begnadete Sänger sein Leben lang. Die Welt der Kesselschmiede, der werktätigen Arbeit kristallisierte sich immer stärker als die gestaltende Mitte heraus, wurde neben dem Kriegserlebnis zu dem alles durchflutenden Urerlebnis, das in immer neuen Variationen seinen Ausdruck suchte. Die Kesselschmiede umschloß sein Leben. Das Schicksal selber wies ja dem Vater den Weg, seinen Erstgeborenen Schmied werden zu lassen.

Kaum erblickt der Erdenbürger (12. 9. 1889) in M.Gladbach das Licht der Welt, als er auch schon vom stolzen Vater in die Schmiede getragen wird, wo die Gesellen schnell das Feuer schüren und ein Vierzollvierkanteisen auf Befehl ihres Meisters ins Feuer legen. Alles ist bald gerichtet, das Schicksal zu befragen, ob es den Kleinen als Kesselschmied will. Einer der Gesellen stellt sich zwischen Amboß und Feuer, hält beide Arme ausgestreckt und spricht, fest das Kind anblickend:

„Mit diesen drei donnerkeilenden Hämmern
Schlagen wir Dich ins Leben hinein!
Fresse die Flamme in Dich hinein,
Stählerne Knochen,
Eisernes Fleisch,
Wachse hinein in das eiserne Reich!

Tanze dahin mit dem knallenden Schall,
Zerschlag Deine Feinde mit krachendem Prall,
Schreie Dein Recht mit erzenem Maul,
Halte den Hammer zum Wehr-Dich bereit,
Wachse hinein
In die eiserne Zeit!" [1])

Dann schwenkt er die Arme, reißt rasch den Klotz aus dem Feuer und wirft ihn auf den Amboß. Schläge sausen nieder und bei jedem Schlag flammt es auf, springen Sterne und Funken bogenweit. Das Eisen dehnt und streckt sich unter den furchtbaren Schlägen, und als der Klang heller, das Eisen rot wird, winkt der Meister ab. „Es hat nicht geschrieen, nicht gemuckt!" ruft der glückliche Vater. „Er wird ein Schmied, er wird ein Kesselschmied!" [1])

So wird er zum Kesselschmied bestimmt, eh überhaupt die übrige Welt von ihm Notiz genommen hat. Mit priesterlicher Geste befragt der Geselle das Schicksal. In geheimnisvoller Symbolik vollzieht sich der Akt. Und alle werden während des magischen Aktes von einer feierlichen, heiligen Sphäre umschlossen und von dem Geschehen durchschauert. Diese Schmiedewelt wurzelt noch im Magisch-Mystischen. Das Magisch-Mystische umschließt und umflutet den alten Meister Demany, die Gestalten der Schmiede, die Werkzeuge, das Leben der Schmiede. „So umhüllten uns Jungen in Ehrfurcht und Werkdemut die alten Zeiten." [2]) „In der Werkstattmitte stand der Amboß, gerichtet von Süden nach Norden, daß ihn der magnetische Erdstrom durchzog." „Da standen die alten Hämmer mit Runen bedeckt und gekerbt, geheimnisvolle Schmiedesprüche, von uns und niemand mehr gekannt." [3]) Selbst der Vater wirkte in seiner Erscheinung auf den jungen Lersch so ganz anders, schaurig, geheimnisvoll. Wenn der Einäugige im grimmigen Hohne den Eisenbrocken auf den Amboß warf und, während er zischelnd fluchte, mit dem großen Hammer 163 Schläge tat, dann wuchs der kleine Kerl um einen Fuß an Länge, wuchs über sich hinaus zu einem Vorzeitschmied [4]). All diese Lersch, mit ihnen die Gesellen ihrer Schmiede, waren von ihrer Arbeit so gezeichnet, daß der bloße Anblick schon durchschauerte. Am stärksten erlebte es der Dichter an seinem einäugigen Vater, an seinem

[1]) Orplid 3. Jahrg. 1926/27, 3. Heft, S. 20.
[2]) Mensch im Eisen, S. 11.
[3]) Mensch im Eisen, S. 10.
[4]) Der grüßende Wald, S. 38.

Onkel und Vetter. In der Erzählung „Opfer der Arbeit" findet dieses Motiv anschaulichen Ausdruck: Der junge Lersch besucht zum ersten Mal seine Verwandten im Wurmkohlenrevier. Nach langem Suchen findet er am Abhang eines Seitentals eine verfallene Hütte und zwei geistesgestörte Menschen, seinen Oheim und Vetter. Unheimlich gruselnd, erschütternd ist die Begrüßung. „Ja, alles ist wunderbar! wunderbar! Das glaubt kein Mensch nicht, da bricht die große Flamme durch die Stollen, frißt die Stempel auf, daß sie flammen und sinken, — und die Stollenwände sind glühend, der Berg brennt, Kohlenwände glühen! Hinter dir die gewaltige Flamme, die brennende Erde hinter dir und rennst du vor der Flamme und die Flamme rennt und donnert hinter dir her, — und da steht der Mensch, tief unten in der Erde, auf Sohle vierhundert und schaut hinauf durch den Schacht in den hellen, lebendigen Tag, — und siehst du oben am Himmel die Sterne gehen, — und in der Nacht der Erde die lebendige Flamme hinter dir und durch den dunklen Schacht am hellen Tag die Sterne, ja die Sterne, die Sterne, ..." [5]). So begrüßt ihn der Vetter, der bei einem Grubenbrand den Verstand verloren hat. Aus tieferem Wahnsinn wird das ekstatische Bild dem jungen Dichter durchschauernde Offenbarung. Drei Tage blieb der Dichter bei diesen Opfern der Arbeit. Und — „ging in dem Geheimnis wie die beiden selber ohne Neugier. Hörte sie reden von unwirklichen Dingen, in Worten wie ich sie nie hörte, oft nur Klang, nur Erinnerung an Bilder und Geschehnisse, rhythmisches Raunen, in Verzückung und Hingerissenheit, in Angst und Wildheit, in allen Formen von Temperament und Wahn. Es ist mir nicht bewußt geworden, als was ich gelebt in den drei Tagen und Nächten. Ich weiß nur, daß ich mitschwang und die Flamme fühlte, die durch die glühende Erde jagte." [6])

So wird von frühester Jugend die Welt der Schmiede, die Welt der Arbeit von dem Magisch-Mystischen umschlossen. Der Schmiedeberuf ist ihm ein heiliger Beruf, schicksalsträchtig. Der Schmied, der das gute Schwert schmiedet, ist der Hüter heiliger Ordnung. Wo alle Ordnung geschwunden, will er mit dem Schwert in der Faust „den eisernen Drachen erschlagen", „die Seelenräuber des Volkes" davonjagen [7]), die Welt von der Gemeinheit erlösen [8]). Der Jubel „dank dir, o Schicksal, dank dir!, daß du in meine Hände einen Hammer gabst" [9]), ist mehr als nur Freude am Schmiedehandwerk, ist die Freude darüber, einer heiligen Aufgabe verpflichtet zu sein. Christus- und Siegfriedsvorstellungen glaubt er im Schmied, im echten Arbeiter

---

[5]) „Im Pulsschlag der Maschinen", S. 29/30.
[6]) Ebenda, S. 31/32.
[7]) „Mensch im Eisen", S. 43.
[8]) „Abglanz des Lebens", S. 14.
[9]) „Mensch im Eisen", S. 67.

verwirklicht zu sehen [10]). Heilig sind ihm auch Feuer, Amboß und Hammer. Das Feuer, das heilige Feuer flackert und loht, verzehrt und ernährt [11]). Vom Feuer umglüht ihn geheimnisvolle Kraft. „Freude, die von der roten Flamme ausgeht und in unsere Herzen sinkt. Wie ein Geheimnis, von dem wir beide nur wissen." [12]) Und so wie das Feuer ist auch Amboß und Hammer vom Geheimnis umgeben. Die alten Hämmer mit Runen bedeckt „reden mit dem Eisen in ihrer Sprache, um die auch wir wissen von Kind auf an." [13]) Feuer, Amboß und Hammer heischen ehrfürchtigen, willigen Dienst. „Im dunklen, sonoren Ton" [14]) tun Amboß und Hammer ihren Willen kund, und der Mensch erfüllt werkdemütig dieses Gebot. Doch nicht nur im engen Bereich der väterlichen Schmiede offenbart sich das Magisch-Mystische. In den „Opfern der Arbeit", in den Fabriken, an den Maschinen erlebt er es ebenso stark. Den Maler van Hoogstraaten läßt der Dichter zwei alte Schlossermatrosen schauen, die geheimnisvoll und ehrfürchtig ihre Maschinen behandeln. „Im Banne des Dämons Maschine trieben diese beiden Männer den gleichen Kult wie ihre Väter und Urväter vor Tausenden von Jahren in Schluchten und Wäldern. Das war der Geist Donars, der mit dem Hammer, zerbrechend und bauend, über der nordischen Erde kreiste." [15]) Die beiden Schlossermatrosen erlebten an den Maschinen, in ihrer Arbeit geheimnisvoll durchschauernde Macht und taten in „Ehrfurcht und Werkdemut" ihre Pflicht. Wie immer auch der spätere Lersch die Arbeit, die Maschine, die Industrie erlebt und gestaltet, im Verborgenen wenigstens ist diese Grundhaltung, Ehrfurcht und Werkdemut vor der Arbeit und der Maschine, Ergriffensein von ihrer geheimnisvollen schauernden Macht vorhanden. In der Erzählung „Der Brückenbau" [16]) ist es nicht die Tatsache, daß der Mittelbogen der Brücke eingeschwommen werden soll, nicht der dramatische Vorgang, was uns im Innersten ergreift, es ist das geheimnisvolle Wirken von unkontrollierbaren Kräften, von Imponderabilien, die jeden Augenblick das Werk zerstören oder endgültig krönen. Ein unsichtbares Etwas strömt aus jedem Glied in den tausendgliedrigen Eisenrumpf, durchströmt ihn, strömt in die Menschen, von dort zurück, durchschüttert den Rumpf, läßt die Menschen erschauern, daß sie „hingerissen von der grausigen Situation" [17]) sich selber vergessen und in Ehrfurcht und

---

[10]) „Siegfried" in Orplid, 2. Jahrg., 9. Heft, S. 336/40.
[11]) „Mensch im Eisen", S. 58.
[12]) „Mensch im Eisen", S. 62.
[13]) „Mensch im Eisen", S. 106.
[14]) „Mensch im Eisen", S. 92.
[15]) „Siegfried" in Orplid, 2. Jahrg. 25/26, 7. Heft, S. 248.
[16]) „Im Pulsschlag der Maschine", S. 103; auch „Hammerschläge", S. 223.
[17]) „Hammerschläge", S. 226.

Demut sich dem Werke hingeben, in Schrecken und tiefem Ergriffensein ihm dienen. Hier zwingt das Erlebnis eines Unsichtbaren den Werkenden in den Bann des Werkes, erschreckt und fasziniert ihn, offenbart ihm schauernde, ergreifende Größe, die alles Werk und alle Arbeit durchflutet.

Wo turbelnde Gasmaschinen, Schwungrad und Anker rotoren, „in prallendem Drall und Gewalle stoßen die Kurbeln in surrende Generatoren“ [18]), da erlebt er „betäubt, geisternd in Rausch und Wahn“ [19]) die heilige Stunde. Zwar kein Gottesdienst, wie er ihn in der katholischen Kirche sonntäglich sieht und gewiß auch erlebt. Es ist mehr als die herkömmliche religiöse Feier und Handlung. Das berufliche Erlebnis ist noch so stark vom Magisch-Mystischen umschlossen, daß es im Werkenden urtümliche, noch von Schauer und Ehrfurcht erfüllte Kultgebärde auslöst. Darum vermag er auch nicht, im überlieferten Bilde der Kirche, im christlichen Ausdruck es zu vermitteln, obgleich er doch stärker denn irgend ein anderer Arbeiterdichter vom christlichen Glauben durchdrungen und von der tiefen Symbolik der katholischen Kirche ergriffen wird. Bröger, der niemals von der Atmosphäre christlichen Lebens umschlossen, von der Symbolik der katholischen Kirche wesentlich beeindruckt wird, verdeutlicht in der „Legende vom Feuerofen“ das berufliche Erlebnis und seine einzigartige Größe im christlichen Bilde und Geiste. St. Korbian, ergriffen vom Schauspiel am Feuerofen, wirft schnell die Kutte, Weste und Hemd beiseite und nimmt eine Zange in die Hand, schlüpft behend in die hölzernen Schuhe

„und jagt mit den anderen hinauf in die Walzengasse,
daß er das Eisen noch in rechter Hitze anfasse.“ [20])

Ihm ist das Schauspiel, der donnernde Lärm, Huldigung und Lobgesang dem höchsten Herrn. Hier ist der Ort, das schönste Hochamt zu feiern. Vielleicht hat die Tradition, seine fränkische Heimat, den Dichter dazu verleitet, in einer christlichen Legende das Erlebnis der Arbeit, die Größe der Arbeit sichtbar zu machen. Und es gelingt ihm auch wohl. Der christliche, katholische Lersch vermag es nicht. Das Urerlebnis der Arbeit ist eben bei Bröger ein anderes als bei unserem Dichter. Es ist nicht vom Magisch-Mystischen durchschauert. Was er erlebt und wahrnimmt, ist strukturell nicht so grundverschieden, daß es nicht in einem sinngemäßen Bilde traditionellen Kultes ausgedrückt werden kann. Lersch dagegen empfindet sein Erlebnis der Arbeit als etwas so ganz anderes, daß er es nicht zu verdeutlichen, nur anzudeuten vermag:

---

[18]) „Stern und Amboß“, S. 42.
[19]) „Stern und Amboß“, S. 43.
[20]) s. Mühle „Das proletarische Schicksal“, S. 31.

„..... betäubt, geisternd in Rausch und Wahn
sah'n sie immer wieder sich und die Maschinen an." [21])

Oder er läßt, um das Erleben der Arbeit irgendwie zu umschreiben, den Maler van Hoogstraaten bekennen, daß die beiden alten Matrosen ihren Dienst an den Maschinen im gleichen Kulte verrichten, wie es ihre Väter vor Tausenden von Jahren in Schluchten und Wäldern getan. „Das war der Geist Donars, der mit dem Hammer, zerbrechend und bauend, über der nordischen Erde kreiste." [22]) Er greift in die ihm wohl wenig vertraute Sphäre germanischer Mythologie, hoffend, dadurch das magisch-mystische Erleben doch in etwa deutlich zu machen. Auch seine Auffassung vom Schmied wird bewußt mit Siegfriedsvorstellungen umhüllt. Blaue Augen müssen aus seinem Antlitze strahlen, „Haare wie Sterne blond" [23]) müssen ihn schmücken. Schmied und Germane sind sich deckende Begriffe. Das Schmiedsvolk wird zum Germanenvolk, wird dadurch für ihn von den geheimnisvollen Vorstellungen dieses Namens umschlossen. Das Werkvolk wird zum „Muttervolk, gezeugt von Thor und Freya" [24]). Vor der „wabernd leckenden Flamme" [25]), vor dem „Gluthöllenberg" stehen die Kumpels „ruhig wie Feuerriesen" [25]). Das Feuer, das am Hochofen, in den Kokereien geschaut, unheimlichen Eindruck hinterläßt, wird bezeichnet als der „allvernichtende Brand der Welt" [26]). So glaubt er, durch die Vorstellungen altgermanischer Mythologie das einzigartige Leben seiner Eigenwelt irgendwie deutlich zu machen, es als ein in Urtiefen wurzelndes Etwas erleben zu lassen.

2. Werk und Schöpfer als tiefere Einheit.

Das Erlebnis des Magisch-Mystischen umschließt ihn, durchschauert ihn seit frühester Jugend. Immer wieder wird es verwirklicht durch das Teilhaben am Werden und Sein aller Dinge, insbesondere an seiner Eigenwelt. Diese wunderbare Gabe, teilzuhaben und teilzunehmen an allen Dingen, entfaltet sich am stärksten in seinem Werke „Mensch im Eisen". Nicht in gesonderten Sphären leben Werk und Schöpfer dahin, der Schöpfer ist im Werke gebannt, ist Mensch im Eisen. Anschaulich wird das Ineinanderverwobensein im „Brückenbau" gestaltet. Nur langsam geht das Einschwimmen des Mittelbogens vonstatten. Der Monteur, der hoch oben auf dem Brückenbogen kniet und von dort den Vorgang zu leiten hat, gerät in eine unerträgliche

[21]) „Stern und Amboß", S. 43.
[22]) „Siegfried" in Orplid 2. Jahrg. 25/26, 7. Heft, S. 248.
[23]) Orplid, 3. Jahrg. 26/27, 3. Heft, S. 11.
[24]) Stern und Amboß, S. 45.
[25]) Mit brüderlicher Stimme, S. 24.
[26]) Ebenda, S. 23.

Spannung, „vergißt sich selber, ist hingerissen von dem stummen und erbitterten Kampf“ [27]) gegen Sturm und Wind. Er weiß, Werk und Mensch sind rettungslos miteinander verbunden. „Das Schicksal der Brücke ist Menschenschicksal geworden.“ [28]) Im Auf und Ab dieses Kampfes fühlt er „zum ersten Mal die wunderbare Harmonie aller schaffenden Kräfte, die Einheit aller Arbeit: Werk und Mensch!“ [29]) Er ist so stark in das Werkgestalten verschmolzen, daß ihm der Verlust eines Beines, das durch einen herabfallenden Eisenträger durchquetscht wird, kaum bewußt ist. Erst als die Brücke steht, sicher steht, fühlt er, daß das Bein, das eben noch schmerzte, vom Knie völlig gelöst ist [30]). Dies Erfaßtwerden vom Rhythmus, vom Leben der Arbeit, reizt schon den jugendlichen Dichter zu immer neuen Gestaltungen. Das „dröhnend fallen die Hämmer“ ist ihm

„.... ein starkes Singen!
Mächtig voll Kraft ohne End.
Das ist Musik für jeden,
Der unsere Arbeit kennt!“ [31])

Er selber erlebt ja den Rhythmus, das Leben der Arbeit intensiv in der Schmiede des Vaters. Mit „Kommen lassen! Fertig! Hitze! Drauf!“ und einem rasenden Klackern auf Nieten beginnt der autobiographische Roman, um nach freud- und leidvollem Bekenntnis in gleichem Rhythmus und ähnlichem Bilde zu enden.[32]) Fünf Brüder, eine Nietkolonne, „ein Körper mit fünf Leibern, einem Willen, einem Wissen, arbeiten eins in eins“, fühlen die Arbeit „wie Blut durch die Adern eines Leibes kreisen“, wachsen durch „tempoverbundenen Hammerschlag“ mit ihrem Werk ineinander, verschmelzen in ihrer Arbeit zu „Mensch-Maschinen-Werk“! [33]) Der Rhythmus, das Leben der Arbeit überkommt, überströmt ihn, nimmt ihn gefangen, zwingt ihn, in dämonischem Bann zu gestalten. „Schmiedend stehe ich, hingebogen, ins Werk verloren, bin ganz Gebilde der Form und Wohlklang des Stahls“ [34]). Die überströmende, ihn durchströmende Kraft ist stark genug, selbst die Schwere im Körper des Menschen zu überwinden. Der alte Heizer, der kaum seinem Beruf noch nachgehen und doch von der Arbeit nicht lassen kann, lehnt alle gut gemeinten Ratschläge der Arbeitskollegen, endlich die Arbeit einzustellen, mit dem Bemerken ab: „Un wenn ich vorher so müd bin, dat ich die Schaufel nit mehr

---

[27]) „Im Pulsschlag der Maschinen“, S. 106.
[28]) ebenda, S. 107.
[29]) ebenda, S. 108.
[30]) vgl. dazu den Text in „Hammerschläge“, S. 229/230.
[31]) „Abglanz des Lebens“, S. 15.
[32]) vgl. „Hammerschläge“, S. 5/9 und 260/261.
[33]) „Hammerschlage“, S. 261.
[34]) „Mensch im Eisen“, S. 64.

gehoben krieg, aber hab ich sie, dann hat sie mich!“ [35]) Doch nicht nur während des Arbeitsprozesses ist der alte Heizer der Arbeit teilhaftig. Es läßt ihn die Arbeit keine Stunde in Ruhe; ob er krank, gezwungen ist, Tage auszuspannen, immer zieht sie ihn in ihren Eigenkreis zurück. Von früh auf ist auch der Dichter der Arbeit verfallen, durchströmt ihn ihre magische Kraft. Ob er sie liebt oder haßt, ob er ihr fern oder nah, immer ist er ihrer teilhaftig. Selbst durch die Flucht vermag er sich ihr nicht zu entziehen. Glaubt er auch schon, im Lande Italien das „dolce far niente“ [36]) endlich zu lernen, im Traume sieht er doch seine Heimatstadt stehen,

„In weiter Ebene, von Fabriken umstellt,
hörte sausend die Spinnmaschinen gehn,
Sah wie Räder und Achsen sich drehn;
Sah die ganze werkende Arbeitswelt,
Vom Nebel bedrückt, von Lampen erhellt.“ [37])

Mag er noch so sehr wünschen, drohend befehlen: „Deutscher Arbeitstraum, laß mich in Ruh!“ [38]) die Arbeit verfolgt ihn auch auf dem Forum Romanum, auf italienischer Erde. Jäh erschreckt ihn aus tiefem Schlaf ein Klingen wie „Gelach und Gehöhn“. Es ist sein alter Amboß, der im Klingen ihm spöttisch zuruft:

„Marsch, marsch, Hein!, nun heraus aus dem Loch!
So weit du läufst, ich finde dich doch!
Der Schmied kann nichts als Schmied mehr sein,
Du schleppst mich, Schmied, wo du auch gehst,
Du schleppst mich wie der Sklav die Kette am Bein
Und ruhst nicht eher, bis du schmiedend bei mir stehst.“ [39])

Am Tage kann er dieses Erlebnis durch andere Sinneseindrücke zwar zurückdrängen, nachts aber muß er schmiedend vor seinem Ambosse stehn, in das flammende Feuer sehn, muß er den Hammer heben. Je länger er seiner Arbeit fern bleibt, umso stärker wird es ihm bewußt, mit seiner Werkwelt unlöslich verbunden zu sein. Im Schützengraben bekennt er aus tiefer Erkenntnis:

„Nun weiß ich es und fühl's in jeder Nacht:
Das Werk, das ich verließ, war mein.“ [40])

Hier wird ihm seine Arbeit zur Heimat, in der er verwurzelt, aus der er auf die Dauer nur zu leben vermag. Ließ ihn in der Fremde bisher die Arbeit nicht in Ruh, so heißt es nun:

---

[35]) „Hammerschläge“, S. 132.
[36]) „Mensch im Eisen“, S. 36.
[37]) ebenda, S. 38.
[38]) ebenda, S, 39.
[39]) ebenda, S. 39.
[40]) In dieser Fassung „Mit brüderlicher Stimme“ S. 77, in Deutschland S. 30 „Das Land, das ich verließ, war mein“.

„Nach meiner Arbeit sehnt ich mich
Und diese sich nach mir." [41])

Schöpfer und Werk, Schmied und Arbeit fühlen, daß sie einander gehören. Jeweils im Arbeitsprozeß werden beide von ihrer Sehnsucht erlöst. Solange er aber hier und die Arbeit dort, bringen Amboß, Hammer, Feuer und Zange nur Sehnsucht und Heimweh ins Kampfgelände [42]). Erst bei der Heimkehr aus dem Kiege, als er endlich wieder von seiner „Arbeit Braus umfangen", kehrt stiller Frieden ein [43]). Auch nach Jahren wilder Verzweiflung, als er seiner Werkwelt überdrüssig, Hammer und Amboß verfluchte, wird ihm die gleiche Gewißheit zuteil, mit seiner Werkwelt unlöslich verbunden zu sein, „nur bei den Symbolen des tätigen des Lebens: Feuer, Amboß! Hammer!" [44]) ausgeglichene Ruhe, inneren Frieden zu finden.

Das Erlebnis, immerda teilzuhaben an seiner Werkwelt, findet einen begreiflichen Grund in der Tatsache, daß alles Werk ja genährt ist durch das Herzblut der Werkenden. Der Monteur opfert beim Brückenbau ein Bein. In Fleisch und Blut und Seele ist er ewig dieses Werkes teilhaftig. Täglich und stündlich erlebt es der Dichter, wie „alle eisernen Dinge" aus seinem Leibe das strömende Leben saugen, sodaß er zuletzt fern seinem Werke seelenlos irrt [45]). Doch beruhigend weiß er „um das geheimnisvolle Knistern der Kohle auf den Ankern, das Zischen der Flamme unter den Rädern der Straßenbahn, das blaue Funken an den Oberleitungen", versteht er „das mythische Summen der Motore" [46]). Er weiß, es ist seine gefangene Seele, die im Kabelnetz saust, im mythischen Summen des Motors sich offenbart. All seine Lebenskraft strömt „hinein in jeden Stein, jeden Träger, jedes Zahnrad, jede Achse." [47]) Wie seine Arbeitskameraden lebt er „in Maschinen, Konstruktionen, Bahnhöfen, Hafen als Menschen im Eisen!" [48]) Zutiefst erschüttert ihn die Gewißtheit, daß alle Werkleute heute und morgen, für alle Zeit mit Leib und Seele, mit ihrem Blute allem Werke verbunden sind. Der Vater opfert dem Schmiedefeuer ein Auge, der Bruder wird in „den vielen spritzenden Funken" wie der Vater in früher Jugend einäugig, aber nie hat ein Schmied den spritzenden Funken, den splitternden Hämmern, den zischenden Eisenspitzen geflucht [49]). In den „Opfern der Arbeit", überall erlebt der Arbeiter Lersch schon in frühster Jugend, wie Leib und Leben der

---

41) Deutschland S. 30, „Mit brüderlicher Stimme" S. 77.
42) Deutschland S. 126.
43) ebenda S. 126.
44) „Mensch im Eisen", S. 60.
45) „Mensch im Eisen", S. 165.
46) „Mensch im Eisen", S. 144.
47) „Mensch im Eisen", S. 149.
48) „Mensch im Eisen", S. 165.
49) „Mensch im Eisen", S. 5 und S. 147.

Werkenden von der Arbeit aufgesaugt wird, um im Werk als das lebensspendende Elixier sich zu verflüchtigen. Siegfried, der neue Erlöser der Arbeiterwelt, weiß, daß er dieser Arbeiterwelt in innigster Gemeinschaft nur teilhaftig werden kann im Werke, im Eisen. Als die verführte Arbeitermasse ihn lynchen will, bewahrt er sie vor einem neuen Christusmord, indem er sich auf die Träger des Hochofens rettet. Aber nicht sich will er retten, er denkt nur daran, durch den Feuertod im flüssigen Eisen die innigste Gemeinschaft mit diesem armen, verblendeten Werkvolk zu verwirklichen. Er weiß, Leib und Seele des Werkvolks lebt im Eisen. Darum „seht, ich vermache mich euch. Ich werde in diese Pfanne mit glühendem Stahl springen, mit Fleisch und Geist werde ich hineinfahren in den flüssigen Stahl, ihr werdet mich in die Quokillen gießen, mich auswalzen, wie ihr es gewohnt seid. Und so sicher, wie ich im Eisen bin, so sicher seid auch ihr darin. Ich bin einer von euch. Ihr seid meinesgleichen . . . ." [50]). Die Arbeiter aber erleben in dem Augenblick, wo er sich in die glühend flüssige Masse hinabstürzt, urtief ihr Schicksal „Mensch im Eisen"! Nun offenbart es sich ihnen überall im Werken und Tun: „Ich kann keine Stange mehr durchsägen, ich säge durch Menschenbeine. Ich bohre Löcher ins Blech, nein, ich durchbohre den Menschen im Eisen." [51]) Was der Dichter hier sprechen läßt, ist tiefes Bekenntnis. In Ehrfurcht, in heiliger Scheu betrachtet er Kohle und Erz, wissend, daß in ihnen die Seele der Bergleute lebt, die bei ihrer Arbeit das Leben ließen. So stark durchzittert ihn dieses Erleben, daß er mitten in seiner Schmiedearbeit in visionärem Bilde wahrnimmt, wie „aus der Kühle des Eisens" eine kalte Bruderhand sich ihm entgegenstreckt, wie tausend Augen von Werkleuten, Erzschürfern und Hüttenarbeitern ihn anschauen „aus des Eisens grauem Gefüge." [52]) Schon seit frühster Zeit drängt es ihn, das Erlebnis, teilzuhaben an allem Werke, zu gestalten. Es ist für ihn das wesentlichste Motiv seiner Kunst. Schon im „Abglanz des Lebens" findet es beachtlichen Ausdruck in dem Gedichte „Eine Nacht".

„Jetzt tritt aus dem Tisch und dem Schrank der Schreiner hervor,
Der mit Sinnen beim Wirken daran ein Stück seiner Seele verlor.
Aus dem Ofen der Schmied, aus den Wänden der Maurergesell,
Aus dem Tuche der Weber, ein Maler — sie ordnen sich schnell." [53])

Mit vollem Bewußtsein nennt Lersch in seiner letzten Gedichtsammlung „Mit brüderlicher Stimme" dieses Gedicht „Mensch im Werk" [54]). Einen etwas ungelenken aber bezeichnenden Ausdruck findet das

[50]) „Siegfried" in Orplid 2. Jahrg. 25/26, 9. Heft, S. 342.
[51]) „Siegfried" in Orplid, 2. Jahrg. 25/26, 9. Heft, S. 345.
[52]) „Mensch im Eisen", S. 191.
[53]) „Abglanz des Lebens", S. 20.
[54]) „Mit brüderlicher Stimme", S. 143.

gleiche Motiv in dem Gedichte „Erlebnis". Auf dem nächtlichen Heimweg fällt sein Blick auf das „Steingeflecht" der Straße. Er sieht Stein bei Stein und in den Steinen plötzlich das Bild des Steinbruches, wo „im Blut liegt ein zerfetzter Mann, den jäh ein Fels zerschlug." [55]) Aus „Haus und Stein und Schiene" schreit es ihm entgegen, in ihnen erlebt er seiner Brüder Leben: „Vergißt du deines Bruders Not, die Steine redens dir!" [55])

3. Die Beseelung der Werkwelt.

Durch die unmittelbare Bindung des Schöpfers an sein Werk lebt jedes Dinge, „als durchzög es wie mich, ein lebendiges, pochendes Blut" [56]), wird die Werkwelt bis ins Werkzeug beseelt. Fast möchte man sagen, die Werkwelt wird durch sie zum organischen Gebilde. An der Maschine läßt sich dieses Problem am klarsten veranschaulichen. Für den Techniker ist die Maschine „ein aus verschiedenen Teilen zusammengesetztes materielles Gebilde, welches, wenn es in Gang gesetzt ist, durch die kausale Verkettung seiner Teile eine bestimmte Leistung erzielt" [57]). Hier ist die Maschine ein dienendes Objekt des Menschen ohne irgendeine Selbständigkeit. Eine unmögliche Auffassung für den Arbeiterdichter! Selbst für Bröger und Barthel, die dieses Teilhaben und Teilnehmen an der Werkwelt selten so stark erleben wie Lersch, ist die Maschine irgendwie lebendig beseelt. Die Eisenbahn schaut Barthel als „schwarze Renner mit den heißen Achsen", deren pochender Herzschlag sein heißes Blut beruhigt [58]). Als ein Vöglein sich im Maschinenraume verirrt und von den schlängelnden Riemen blitzschnell zur Welle gezerrt wird, glaubt er heftiges Herzklopfen der großen Maschine wahrzunehmen [59]). Ja, des Bildes der Herzmaschine bedient er sich sogar dort, wo er den Rhythmus des rauschenden Großstadtlebens verdeutlichen will:

> „Das Schicksal stößt das Blut durch alle Adern,
> die Herzmaschine stampft in allen Atmosphären,
> die Niederlage siegreich zu verklären." [60])

Aus qualvollem Erleben wächst sich bisweilen bei Bröger die Maschine zu einem fauchenden Maschinentier aus [61]). Selbst dort, wo er

---

55) „Vergißt du deines Bruders Not", S. 8 und 9.
56) „Abglanz des Lebens", S. 20.
57) Hans Driesch, „Die Maschine und der Organismus", Leipz. 1935, S. 29.
58) Barthel, „Arbeiterseele", Jena 1920, S. 15.
59) Barthel, „Arbeiterseele", S. 28.
60) Mühle, „Das proletarische Schicksal", S. 26.
61) Bröger, „Deutschland", S. 26.

sich seiner Herrschaft über die Maschinen bewußt ist, vermag er nicht, sie als leblose Objekte abzutun:

„Unsere eisernen Kollegen
seid ihr stählern, stark und blank." [62])

Wird bei Bröger und Barthel schon deutlich, daß die Maschine doch mehr sein muß als ein mechanisches Gebilde, bei Lersch wird es zur Gewißheit, daß er die Maschine fast als ein organisches Gebilde erlebt. In der Erzählung „Die verhexte Dampfpumpe" sucht er humorvoll dieses innere Erlebnis zu verdeutlichen: Die Dampfmaschine tut es nicht mehr. Maschinist, Meister und Ingenieur können keinen Fehler feststellen. In ihre verlegene Ratlosigkeit hinein bemerkt der Hilfsarbeiter Ernst Odendahl: „Herr Ingenieur, es ist zum Lachen, aber sie ist einmal ein Weib — sie hat einmal sowas an sich — die — Pumpe — ich mein, sie müßte — verhext sein." [63]) Auf das spöttisch schallende Gelächter hin dreht er sich um, schaut genau auf die Zeichnung der Maschine, sieht in die Maschine hinein, steht starr, zählt nochmal. „Herr Ingenieur, hier! Da habt Ihr es; zählt mal, alle Mann, die Speichen im Schwungrad nach! Auf der Zeichnung sind's zwölf!" [64]) Und alle zählen wirklich 13 Speichen im Schwungrad! Ein Verwechseln der Zeichnung ist ausgeschlossen, ist sie doch mit der gleichen Nummer wie die Maschine gekennzeichnet. Ernst Odendahl aber weiß es nun bestimmt: Die Maschine ist verhext! Kurz entschlossen nimmt er den Hammer und schlägt einen gewaltigen Schlag auf die dreizehnte Speiche. „Es krachte und staubte. Ernst ließ den Hammer fallen und streckte die Arme von sich; die fünf Zuschauer schrieen wie gestochen." [65]) Aus der Ecke aber sprang mit gellendem Lachen ein altes Weib, sprang über die Kondensatorpumpe und verschwand. Und was allen unmöglich scheint, wird wahr: Die Dampfpumpe fängt an zu laufen, zuckt und die Ventile klappern, als sei nichts gewesen.

Für Odendahl ist die Dampfpumpe eben etwas Lebendiges, sie ist ihm wie ein Weib. „Sie hat einmal sowas an sich" wie alle Frauen. Auch der alte Schlosser-Matrose, der sich mit dem Maler van Hoogstraaten über die Maschine unterhält, bekennt von ihr, daß sie „so treu, so fleißig und so anspruchsvoll" sei. „Die ist nicht mit einem Stück Mensch zufrieden, die will den ganzen Menschen haben. Und wer sich ihr nicht ganz hingibt, den macht sie kaputt. Dem beißt und reißt sie die Knochen ab, dem verwirkt sie das Gehirn, und ganz genau wie ein Weib, dem wird sie krank, wer sich ihr nicht ganz hin-

[62]) Bröger, ebenda, S. 37.
[63]) „Der grüßende Wald", S. 99.
[64]) „Der grüßende Wald", S. 101.
[65]) „Der grüßende Wald", S. 103/104.

gibt." [66]) Was der Dichter hier Ernst Odendahl und den alten Schlosser-Matrosen aussprechen läßt, bringt er in seiner Lyrik immer wieder unmittelbar zum Ausdruck. Schon in frühen Jahren erlebt er physisch, wie die Maschine ihm „Tag für Tag am Lebensmarke zerrt" [67]). Im Unterbewußtsein lebt schon damals die Vorstellung, daß die Maschine wie ein Vampyr das Blut aus den Werkenden saugt. Heißt es in „Des Granatendrehers Kriegslied": „Frißt die Maschine unser Mark" [68]), so lautet es im „Mensch im Eisen" anschaulich und klar:

„Nun saugen alle eisernen Dinge
aus ihren Leibern das strömende Leben,
die harten, metallenkalten Maschinen
saugen brünstig elektrische Kraft." [69])

Bevor er seine Arbeit in der Schmiede wieder aufnimmt, muß seine Frau die Maschine besprengen, „daß sie nicht gelüstet nach dem Herzblut aus dem Leib der Schmiede." [70]) Doch nicht nur in ihrer aufsaugenden Wirkung beim arbeitenden Menschen erlebt er die Maschine als Organismus, sondern auch in ihrer bloßen Erscheinung. Ohne wertenden Beigeschmack bezeichnet er die Drehbank als „eisernes Maschinentier", die Straßenbahn-Lokomotive als „Feuerroß" [71]). Oder er beschreibt sie:

„Da stampfte hin das Mammutlokomobil,
Maschinenmastodont!
In kochender Kraft, in schwerem Gestampf." [72])

Die Doppelöffnungen der Sicherheitsventile sind „die Doppelnüstern", die Dampfstöße „des Fünfhundertquadratmeterkessels Dampfprallpranken" [73]). Muß das Feuerroß eine Steigung überwinden, schrieen heller die Stahlräder [74]), bleibt er der Arbeitsstätte mal fern, hört er nicht die Maschinen stöhnen [75]). In dem Gedicht „Fahrt in den Krieg" erlebt er die stoßenden Kolben der Lokomotive als „eisenmuskelstark" [76]). Soll der affektive Eindruck der Maschine auf den Menschen wiedergegeben werden, kommt es in dem Wortbild zum Ausdruck. Die Maschine wird dann zum „Maschinenungeheuer" [77]). Oder es heißt:

---

66) „Siegfried" Orplid 25/26, 7. Heft, S. 246.
67) „Abglanz des Lebens", S. 10; vgl. dazu „Hammerschläge", S. 27.
68) „Herz, aufglühe dein Blut", S. 29.
69) „Mensch im Eisen", S. 165.
70) ebenda, S. 58.
71) „Herz, aufglühe dein Blut", S. 29; „Mensch im Eisen", S. 84.
72) „Mensch im Eisen", S. 84.
73) „Mit brüderlicher Stimme", S. 19.
74) „Mensch im Eisen", S. 83.
75) „Mit brüderlicher Stimme", S. 57.
76) „Deutschland", S. 3.
77) „Mit brüderlicher Stimme", S. 97.

„Und Rad und Hebel klaun nach Dir;
Du lächelst dem gebundnen Tier." [78])

Die Maschine wird zu einem gebundenen Tier, das gern den Menschen anspringen möchte. Man gewinnt den Eindruck, als läge die Maschine wie ein gefesselter Tiger, geduckt, wutschnaubend am Boden, durch eiserne Schrauben befestigt. Das Bild des sprungbereiten oder dahinjagenden Tieres wird sehr gern von den Arbeiterdichtern verwandt, um das Losfauchen der Lokomotiven zu veranschaulichen. Bei Barthel werden ja die Eisenbahnen zu schwarzen Rennern, bei Engelke wird die Dampfmaschine zu einem zwanzigmeterlangen Tier, das da lauert „voll heißer Wut und sprungbereiter Gier" und endlich aufspringt, als der Regulatorhebel steigt nach links [79]). Doch nur selten verwendet Lersch das Bild des grimmigen Raubtieres, um die greifende Gefahr der Maschine zu verdeutlichen. Meist wird die Gefahr unmittelbar geschaut und gezeichnet:

„Und die Maschinen rücken
Gegen mich, Wehrlosen, an." [80])

Im Traume verfolgen sie ihn, die „doch festgeschraubt auf Fundamenten gespannt", torkeln sie hinter ihm her und werfen sich über ihn [81]). Oder er beschränkt sich auf die Wiedergabe der charakteristischen Merkmale durch das Eigenschaftswort. Das warme Blut schreckt zurück vor dem „kalten Eisen" der Maschinen [82]). Als Freund Engelke ihm nächtlich in seiner Schmiede einen Besuch abstattet, bellen die Maschinen „wie freudige Hunde um ihn", den toten Gast, „rührten sich die Motore und rasten auf ihren Fundamenten." [83]) An seinem Liebesjubel nehmen die Maschinen ebenso teil:

„Du! jauchzten die Motore; Sie! sauste des Gases Strahl.
Für Dich! sagte ich — und — für Dich die Maschinen liefen." [84])

Immer bleibt ihm die Maschine eine dem Leben nahe stehende Wirklichkeit. Er weiß, sie ist nicht nur dienendes Objekt, sondern „eiserner Kollege". Berechtigten Grundes fragt er in dem „Morgenlied der neuen Arbeiter", ob sie, die „werkenden Maschinen" bereit seien, „neuen Volkes Helfer" zu werden. Jubelnd glaubt er ihre Antwort zu hören:

„Euer Rattern, euer Dröhnen,
Klingt wie freudig Ja-Geschrei." [85])

[78]) ebenda, S. 57.
[79]) Engelke, „Rhythmus des neuen Europas", S. 10.
[80]) „Mit brüderlicher Stimme", S. 121.
[81]) „Mensch im Eisen", S. 119.
[82]) „Mit brüderlicher Stimme", S. 126.
[83]) „Mensch im Eisen", S. 72.
[84]) „Mit brüderlicher Stimme", S. 114.
[85]) ebenda, S. 173.

Kurz, die Maschine ist mehr, als in der angeführten Definition zum Ausdrucke kommt. Durch das Teilhaben des Werkenden an allem Werke kreist in ihr pulsendes Blut, erlebt der Dichter in ihr ein Stück organischer Wirklichkeit.

Daß er in der Maschine keinen vollgültigen Organismus erblickt, geht aus den polaren Wortzusammensetzungen hervor: Eisernes Maschinen-Tier, Eisen-Muskel, Feuer-Roß, Mammut-Lokomobil, Maschinen-Mastodont, Dampf-Prallpranken. Gewiß darf man diese Wortbildungen nicht unter logischen Gesichtspunkten betrachten, nur psychologisch, d. h. in der Einheit des inneren Erlebnisses sind sie einwandfreie Ausdrucksmöglichkeiten. Es sind Wortbildungen, die sowohl an der organischen als auch mechanischen Welt ihren Anteil haben und, wie gesagt, nur im Erlebnis ihre existenzielle Berechtigung finden. Das Gleiche gilt von den Sätzen: Maschinen bellen, stöhnen, jauchzen usw. Die Tatsache, daß Lersch z. B. nur dann das Wesen des Menschen nach Analogie der Maschine schaut, wenn der Mensch durch die Arbeit aus seiner natürlichen Lebenssphäre gezerrt, durch die Arbeit an der Entfaltung seines Wesens gehindert wird, bestätigt diese Erkenntnis. Als er tagelang im engen Kesselrohr Nieten hämmern muß, sich in der Plackerei weder als Mensch noch als Motor fühlen kann, da ist ihm, als wäre er „nur ein kleiner Menschenkraftmotor“ [86]). Hin und her gezerrt zwischen zwei Welten lebt er erbarmungswürdig dahin. In verzweifeltem Zustand wird er zum Maschinenmenschen [87]). „Ich bin die Maschine, laufe nach fremdem Willen, ohne Verantwortung, ohne Gefühl.“ [88]) Immer bleibt er sich auch hier bewußt, daß er als Mensch nie Nur-Maschine werden kann.

Über die Maschine hinaus ist die Werkwelt in all ihren Erscheinungen beseelt. „Ich schauderte, wenn große Werke, Fabriken, Fördertürme vorüberkamen, die rotglühenden Feuer waren Augen, giftig von Haß und Rache!“ [89]). Im Bergwerk „wimmeln zwischen den Stempeln Geisterhorden“ [90]). Die Bahnhofshalle wird ihm zu einem „zügeschluckenden Schlund“ [91]). Je nach der Qualität des Erlebnisses wird die Werkwelt im beseelten Bilde geschaut. Die von aller Natur verlassene Arbeiterstadt durstet nach Frische und erdiger Feuchtigkeit, und schon erlebt er im Bilde:

„Saugend, mit dürrem Munde,
Trinkt diese Stadt mein Blut.“ [92])

---

[86]) „Mit brüderlicher Stimme“, S. 111.
[87]) „Mensch im Eisen“, S. 127.
[88]) „Mensch im Eisen“, S. 141.
[89]) „Menschen im Eisen“, S. 35.
[90]) „Mit brüderlicher Stimme“, S. 26.
[91]) ebenda, S. 19.
[92]) ebenda, S. 121.

Die Vorstellung, daß die Werkwelt ihm das letzte Blut aus seinem Körper saugt, findet immer wieder im Bilde ihren Ausdruck:

„Die Arbeit hängt mit gierem Mund
An unserer Seele, Stund' um Stund',
Und saugt die roten Tropfen." [93])

Ein besonderes Verhältnis hat er natürlich zu Amboß, Hammer, zu den Gegenständen der Schmiede. An ihnen erlebt er stärkste Beseelung. Der Amboß ist ihm „der gute, alte Amboß", der das „Schicksal des armen Schmiedes teilt, der hämmernd selber Amboß-Pein leidet." Er ist „das Einhornwundertier, mein Zauberreittier." [94]) Der Hammer wird ihm „zum vertrauten Gefährten". „Jüngling in Liebe und Haß, rang ich mit Dir, Peiniger meiner sehnsüchtigsten Tage" [95]). In geheimnisvollem Raunen macht er seinen Willen kund. Ja, als Frau und Kinder den Mann, den Vater von seinem Hammer zu locken suchen, da brennt der Hammer glühend in seinem Schoß, wie „eherne Schlange mit tödlichem Biß feindlich und trennend, lag er zwischen mir und meinem Liebesgut, drohend zwischen mir und meinem eignen Fleisch und Blut." [96]) Der altvertraute Blasebalg wird zur Windmutter, zur Frau mit dem langen Atmen, zum Pustevater, zur Schmiede-Lunge [97]). Und das Schmiedefeuer, die lohende Flamme wird zur Ernährerin, zur Verzehrerin, zur Empörerin, zur Zornes- und Liebesflamme [98]). Sie jubelt ihm zu oder spottet seiner mit höhnischem Gesicht, fragt ihn lachelnd: „Ich bin das Glück?" [99])

Es ist offensichtlich, daß die Beseelung der Werkwelt durch das innere Erlebnis des Subjekts hervorgerufen wird. Das Erlebnis ist so stark in dem Dichter, daß er unwillkürlich in der Außenwelt das Spiegelbild seines Erlebnisses wahrzunehmen glaubt. Ist er froh mit seiner Arbeit, umrauscht ihn der Arbeitslärm wie „Orgelton" [100]). Lebt er in seligem Liebesrausche dahin, umbellen, umjubeln ihn die Maschinen,

„Tönen auf die Häuser an den Seiten,
Echo unserer Herzen, Liebe Lobgesang!" [101])

Ist er verzweifelt, werden die rotglühenden Feuer der Kokereien zu „Augen, giftig von Haß und Rache" [102]). Die Beseelung der Werkwelt

---

[93]) ebenda, S. 52.
[94]) „Mensch im Eisen", S. 59.
[95]) „Mensch im Eisen", S. 92.
[96]) ebenda, S. 93.
[97]) ebenda, S. 57 und 63.
[98]) ebenda, S. 58.
[99]) ebenda, S. 121.
[100]) „Stern und Amboß", S. 43.
[101]) ebenda, S. 30.
[102]) „Mensch im Eisen", S. 35.

wird immer in der Qualität seiner inneren Verfassung empfunden. Sie ist also hier ihrem Wesen nach „als Seelengebung, als ein Leihen von Seele" zu deuten. Sie setzt „eine Haltung voraus, die geben will, die Überfluß hat, von dem sie abgibt, eine überströmende Haltung." [103]) Pongs nennt diese Art der Beseelung treffend „Seelengestaltung". Nicht immer ist bei Lersch die Beseelung eine Seelengestaltung. Der Monteur hoch oben auf dem Brückenbogen wird von dem Schauspiel der Größe, dem Rhythmus der Arbeit ergriffen, vergißt sein Ich und lebt nur im Werden der Brücke. Hingegeben dem Rhythmus, wird sein winziges Ich umschlossen, durchflutet von der großen Seele der Arbeit. Hier liegt eine andere Haltung zugrunde als die der Seelengestaltung. Es ist eine mehr passive Haltung, „die offen sein will für die Umwelt, die vielmehr hingegeben ist als gewalttätig, der das Teilhaben an anderen Mächten wichtiger ist als die Formung des Selbst" [104]). Indem der Dichter in hingebender Haltung die Werkwelt erfühlt, offenbart sich ihm ihre Seele, ja die Beseelung wird erst in der Erfühlung real. So wird aus dem Erscheinungsbild der Zechenkolonie ihr innerstes Wesen erfaßt:

„Zweistockhäuser, kaum erbaut, schon alt,
Mehr vom Schmutze als von Farben bunt,
Und die schwarzen Dächer drücken, drücken
Sie noch tiefer in den Grund." [105])

Häufig durchdringen sich auch die polaren Grundhaltungen, wird die Beseelung sowohl als Gestaltung wie als Erfühlung offenbar. Bei der Rückkehr aus dem Kriege schreibt er:

„Endlich einmal bin ich wieder durch
das große Tor gegangen. —
endlich einmal hielt mich wieder meiner Arbeit
Braus umfangen!
In den blanken Spiegelflächen der Maschinen
sich zu schauen,
War wie tiefes Liebesblicken in die Augen schöner
Frauen." [106])

Sehnsucht des Soldaten nach seiner Arbeit, nach seiner Werkwelt und stärkster Eindruck ihres Erscheinungsbildes, ihres einzigartigen Rhythmus auf den Heimkehrenden begegnen sich hier und finden trotz ihrer polaren Tendenz geschlossenen Ausdruck im Gedichte. Durch die Gestaltung und Erfühlung wird hier die Werkwelt beseelt.

---

103) Pongs: „Das Bild in der Dichtung", S. 179.
104) Pongs: ebenda S. 201/202.
105) „Mit brüderlicher Stimme", S. 21.
106) „Deutschland", S. 126.

In der frühen Zeit wird die Beseelung stärker durch die Erfühlung, später mehr durch die Seelengestaltung verwirklicht. So zeigt ein schönes Erlebnis aus des Dichters Kindheit das unmittelbare Einssein von Kind und Pflanze [107]). Der alte Kastanienbaum vor dem Hause der Eltern soll gefällt werden. Der Junge sieht der merkwürdigen Arbeit neugierig zu. „Erst als ein anderer Mann mit einem Beil kam, wurde ich unruhig. Der schlug zu, und aus dem grauen Stamm sprangen weiße Holzstücke. Da nahmen zwei Männer uns Kinder an die Hand, brachten uns in die Haustür und drohten mit der Faust, wenn wir bloß den Kopf heraussteckten. — — Als ich begriff, daß der Baum umgeschlagen werden sollte, fingen mir die Hände an zu zittern; vom Kopf her schoß mir ein Schauer durch den Leib, der Bauch war wie ein Stein hart und schwer, und dann konnte ich nicht mehr atmen. Auf einmal stand ich ganz allein in einem großen Kreis von Leuten. Der Mund ging mir weit auf, ich wußte nichts, sah nichts vor Tränen, ich schrie." [108]) Im Einssein mit dem alten Baume erlebt das Kind den Schmerz jeden Schlages, erlebt es des Baumes Schicksal. Das Erlebnis der Natur wird durch die kindliche Frühform des Erfühlens überhaupt stärker in die Substanz eingeschmolzen, als es die literaturgeschichtlichen Untersuchungen kennen [109]). Mag auch das unmittelbare Erleben in der Natur bei einem Arbeiterdichter befremdend wirken, es ist bei Lersch vorhanden und gehört zur wesenhaften Erfassung des Dichters und seines Werkes. Sonne und Grün und die Weite umspielten sein Tun, durchwebten sein Werk, daß es sich oft in wunderbarer Einheit mit der Natur, oft aber in schriller Dissonanz mit ihr offenbart. Wie wesenhaft das Erlebnis der Natur für ihn ist, zeigt ein Vergleich seines Erstlingswerkes „Abglanz des Lebens" mit dem Brögers „Die singende Stadt". Schon im Titel meint man die strukturelle Verschiedenheit ihrer Erlebnisse herauszuhören.

„Lichtlose Hinterhöfe, dichtgedrängt,
Sie hielten unsere Kinderzeit umschränkt," [110])

bekennt Bröger, dem die Großstadt Heimat und auch Mutter ist. Die Enge der Großstadt, die Mietskasernen, die lichtlosen Hinterhöfe, „die singende Stadt" [111]), das Elend der Proletarierviertel, das Zusammengehörigkeitsgefühl dieser Elendsviertel und der Großstadt bedingen neben dem Erlebnis der Arbeit ein in seiner Substanz wesentlich an-

[107]) „Im Pulsschlag der Maschinen", S. 20 ff.; auch „Hammerschläge", S. 18 ff.
[108]) „Im Pulsschlag der Maschinen", S. 21.
[109]) Knevels, „Die deutsche Arbeiterlyrik in „Zeitwende", 3. Jahrgang, März 1927, S. 248 ff.; Jost, „Die Mechanisierung des Lebens", S. 135.
[110]) Bröger, „Die singende Stadt", S. 5.
[111]) ebenda, S. 18.

deres Urerlebnis als bei Lersch. Ein gestaltendes Erlebnis der Natur ist in keinem seiner Gedichte zu finden. Für ihn ist die blühende Natur, Wald und Feld in der Entwicklungszeit etwas Fremdes und Unbekanntes. Wo einmal ein Naturbild sich einschleicht, ist es nicht mit eigenen Augen geschaut, sucht es nicht ein unmittelbares Erleben zu verdeutlichen, sondern dient es einzig dem Zweck, gleichnishaft eine Idee zu veranschaulichen [112]). Anders bei Lersch. Die Natur ist ihm neben der Schmiede und seiner Arbeit ein unerschöpflicher Erlebnisborn. In vielfältigen Motiven klingt dies innige Verwobensein mit ihr immer wieder auf. Und zwar erfühlt er sie, ist er ihr in besinnlichen Augenblicken mit Rilkischer Frömmigkeit und Demut hingegeben:

„Es weint ein schmerzlich Lied sich durch den Wald.
Ist's Vogel- oder Menschenton?
Ist es der Wind, der Äste geigt?" [113])

Es ist November. Die Öde der Felder, die letzten welken Blätter stimmen ihn müde und traurig. Die Stimmung der Landschaft durchseelt ihn, löst eine gleichartige Stimmung in ihm aus. Ein andermal wird er von dämmerndem Abend umfangen. Träumend sieht er, wie

„Am Waldrand bleiben die Schatten stehn.
Der Abendwind will nicht weitergehn.
Als Leuchten er zwischen den Bäumen hängt
Und alle Sinne zu Träumen drängt." [114])

Als dann langsam der letzte Sonnenschein schwindet, spiegelt er den Stimmungsgehalt dieses Augenblicks in einfachem Ausdrucke wider:

„Und meine dunkelnde Erde
Ist mutterseelenallein." [115])

Die Natur wirkt in ihrer Erscheinung auf den empfänglichen Dichter und läßt ihn ihren Stimmungsgehalt in immer neuen Motiven erleben. Das Wesen eines stillen Tales, „das keine Spur von Leben zeigt" [116]), sucht er zu verdeutlichen mit den Worten:

„Aufschwingt in leiser Melodie
Der Wind in Tannenkronenruh,
Klingt und verweht. Die Einsamkeit
Deckt wieder alles zu." [116])

Gewiß sind diese Gedichte in der Form stark der Tradition verpflichtet. Das Gedicht

---

[112]) Bröger, „Die singende Stadt", S. 22/23.
[113]) „Abglanz des Lebens", S. 62; in dieser Fassung „Mit brüderl. Stimme", Seite 48.
[114]) „Abglanz des Lebens", S. 64; in „Mit brüderlicher Stimme", S. 29.
[115]) „Abglanz des Lebens", S. 64; in „Mit brüderlicher Stimme", S. 29.
[116]) „Mit brüderlicher Stimme", S. 45; in „Abglanz des Lebens", S. 64.

„Ich küsse deine Hände
Darauf ein Segen ruht“ [117])

erinnert ja unwillkürlich an Heine. Doch mag auch die Form an Heine und bisweilen in den Zweizeilern an Rückert erinnern [118]), die gestalteten Motive wuchsen aus tiefem, unmittelbarem Erleben. Der Dichter selber bezeugt ihre Echtheit. In dem jüngsten Gedichtband „Mit brüderlicher Stimme“ hat er die Naturgedichte aus seinem vergriffenen Erstlingswerk mit kleinen Änderungen übernommen. Das Gedicht „Am Waldrand bleiben die Schatten stehn“ [119]) hat er unverändert gelassen, hingegen hat er in dem Gedicht „Es weint ein seltsam Lied sich durch den Wald“ das blasse Wörtchen „seltsam“ ersetzt durch das bestimmtere „schmerzlich“ [120]). Auch in dem Gedicht „Das Tal“ hat er bemerkenswerte Änderungen vorgenommen. Die Fassung „es ist ein stilles Tal“, ersetzt er durch „es liegt ein stilles Tal“ [121]), die Verse:

„Es singt die leise Melodie
Der Wind in Tannenkronenruh“

durch

„Aufschwingt in leiser Melodie“ usw. [122])

Immer ist er bestrebt, das gestaltende Erlebnis, das unverändert dem Gedichte zugrunde liegt, durch das Bild, durch das Wort bestimmter, anschaulicher zum Ausdruck zu bringen. Es gelingt ihm auch wohl. Nur die neue Fassung des Gedichtes „Wir Werkleute all“ scheint zu sehr von der Hochstimmung der Zeit nach 33 beeinflußt worden zu sein — es wirkt nicht mehr so echt, so vollendet wie die Fassung in „Deutschland“ [123]).

Doch, wie erklärt sich die merkwürdige Tatsache, daß der Arbeiter Lersch stärker der Naturlyrik zugetan ist als der Arbeiter Bröger? Zunächst liegt es natürlich im Wesen der beiden Arbeiterdichter begründet. Für Lersch ist das unmittelbare Erlebnis die gestaltende Kraft, für Bröger aber, wie er es selbst einmal in seinem autobiographischen Roman „Der Held im Schatten“ bekennt, „die alleinseligmachende Kraft der Idee.“ [124]) Darüber hinaus ist ihre verschiedene Herkunft von entscheidender Bedeutung. Keine proletarischen Mietskasernen, lichtlosen Hinterhöfe, engen Fabrikräume umpferchen den jungen Lersch, sondern trotz aller sozialen Not umspielen ihn Wolken, Wind und Sonne. „Von meinem Fenster aus sehe ich die weiten

[117]) ebenda, S. 39; „Abglanz des Lebens“, S. 35.
[118]) vgl. das Vorwort von Ritter in „Abglanz des Lebens“, S. 6.
[119]) vgl. „Abglanz des Lebens“, S. 64 und „Mit brüderlicher Stimme“, S. 29.
[120]) vgl. „Abglanz des Lebens“, S. 62 und ebenda, S. 48.
[121]) vgl. „Abglanz des Lebens“, S. 61 und ebenda, S. 45.
[122]) „Abglanz des Lebens“, S. 61; in „Mit brüderl. Stimme“, S. 45.
[123]) vgl. „Mit brüderl. Stimme“, S. 176 und „Deutschland“, S. 91.
[124]) Bröger, „Der Held im Schatten“, S. 120.

Felder liegen, braun und fein gefurcht; manchmal unterbricht sie ein Streifen junger grüner Saat. Dann aber drängen die gelben Felder weiter vor, bis sie vor einem Walde stehen bleiben." [125]) Der Geruch frischer Erde durchdringt noch seine engere Heimat, die Würze bäuerlichen Lebens ist in allen Erscheinungen noch spürbar. Selbst die Schmiede seines Vaters ist von grüner Wildnis umwuchert:

„Fernab den Straßen der Stadt, an des Hügels
waldigem Rand
Lag die Werkstatt, versteckt in grüner Wildnis
von Baum und Strauch." [126])

Idyllisch bewohnen die Vögel des Himmels die Stätte der Arbeit. „Überm Torbalken hing seit altersher der Taubenschlag, auf dem Drehkranpfosten nistete ein Rotschwanzpaar." [127]) Während Bröger am Morgen herrisch von der Arbeit empfangen wird, die sieghaft thronend über dem Gebraus „an himmelstrebenden Kaminen die grauen Fahnen ihrer Herrschaft" [128]) hängt, empfängt ihn die Arbeit „mit Taubengegurre und Vogelgesang." [127]) Hält der Junge es bei Schraubenaufdrehen und Nietensortieren nicht aus, schleicht er in den Wald, verträumt dort seine Stunden, lauscht an den verschilften Niersgewässern und hört „die Enten plätschern, hört Rufe von Vögeln, Schwirren von Flügeln" über sich. Überfällt ihn die Nacht, findet er in einem Wurzelbette, das er mit Laub ausfüllt, eine wohlige Schlafstelle. Und schläft, bis daß die Wärme der Sonnenstrahlen und das Summen der wilden Bienen ihn wecken [129]). Ob als Junge, Vagabund oder Werkmann, immer bleibt er das selige Kind, das bei der großen Mutter Natur eine beruhigende Heimat findet. In seltener Unbekümmertheit um die täglichen Sorgen war er selber ein Stück Natur. Als er während des Krieges Winckler aufsucht und bei ihm keinen Platz zum Übernachten findet, sagt er dem etwas verlegenen Winckler: „Der Lersch schläft auf einem Baum!" — „Und pflockte sich oben mit dem Leibriemen an und wiegte sich wie ein Kondor im Wipfeltraum unter meinem Fenster." [130]) Die Natur ist diesem proletarischen Dichter Bestandteil seines Wesens, im innigen Einssein erlebt er ihre Freuden und Leiden, erlebt er in urtümlich naiven Erfühlsformen ihre Erscheinungen, darin dem Amerikaner Walt Whitman tiefer verwandt als Pongs in seinem Werke „Das Bild in der Dichtung" wahr haben möchte [131]). In der kleinen Erzählung „Der Wald singt" gestaltet der Dichter in schöner Vollendung ein Motiv,

125) „Abgl. d. Lebens", S. 54.
126) „Mensch im Eisen", S. 10.
127) ebenda, S. 10.
128) Bröger, „Die singende Stadt", S. 6.
129) „Hammerschläge", S. 35.
130) Orplid 3. Jahrg. 1926/27, 3. Heft, S. 1.
131) Pongs, S. 211 ff. und S. 270 ff.

das dies naive Erfühlsvermögen offenbart. Vor dem Richter steht ein arbeitsloser Wanderbursche. Die Umstände verlangen, daß er zu sechs Wochen verurteilt werden muß. Der Angeklagte bittet, die Strafe im Winter absitzen zu können und beginnt „mit heiligem Ernst" von seiner Wanderfahrt zu erzählen. Nach anfänglichem Sträuben hören der Vorsitzende und die anderen Amtspersonen und Kläger ihm andächtig zu. Aus seinem Munde „sprachen die deutschen Landschaften mit Bergwäldern und Stromwiesen mit solcher bezwingenden Kraft, daß auch der gefüllte Zuhörerraum ergriffen lauschte. Es war ihnen allen, als ob der junge Mensch aus einer fremden Märchenwelt, aus einem Zauberreich käme, in dem nur Begnadete Heimatrecht haben." [132]) Nur einer, der gleich dem Vagabunden den Wald, die deutschen Landschaften so tief erfühlt hat, so ganz von ihnen durchlebt worden ist, vermag dieses Motiv so überzeugend in wenigen Worten zu gestalten.

Unter glücklichen Umständen wächst der junge Lersch in das Leben der Natur hinein, reift er in stetem Umgange mit ihr dazu, andächtig ihre Größe zu erfühlen, sich ihrer Stimmung, ihrem Rhythmus, ihrem Leben aufgeschlossener hinzugeben. Tritt auch die unmittelbare Gestaltung ihrer Motive im Laufe der Entwicklung zurück, das Vermögen, sie zu erleben, an ihr teilzuhaben, bleibt unverändert bewahrt, um sich gelegentlich schön zu entfalten. Als er seine Arbeit nicht mehr „mit Leib und Seele" [133]) verrichten kann, er müde verzweifelnd die Tage dahin resigniert, geht er endlich mit seinem Weibe hinaus vor die Stadt. In dem taufrischen Morgen überkommt ihn die beglückende Farbe der Felder, die würzige Luft, der Lerchengesang und das flötende Schluchzen der Nachtigall. „Wortlos schritten wir hin, atmeten die köstliche Frische, tranken wie Quellwasser die himmlische Luft" [134]). Und der Dichter, der seit Monaten der eigenen Schmiede, des Lebens überdrüssig ist, wird vom Jubel des erwachenden Lebens umfangen, durchseelt und wandert dahin „in einer Wolke von Lebensgesang, inmitten seliger Kreaturenscharen." [135]) Sich selber als Kreatur wieder fühlend, jubelt er auf, jubelt er mit, gibt er sich hin der strahlenden Sonne, ihrem „überströmenden Fließen", bittet er tief:

„O, schließe, Sonne, uns ein in deinen ewigen Kreis,
Daß wir von dir lebendig hinfluten nach deinem Geheiß,
Sei du uns Schicksal, Vollendung, Gericht." [136])

Das ist ganymedische Hingabe! Das Ich ausgelöscht in größerem Ich, in ewigem Kreis, in Sonne, in Kosmos, nur als Geschöpf mitschwin-

132) „Im Pulsschlag der Maschinen", S. 56.
133) „Mensch im Eisen", S. 74.
134) „Mensch im Eisen", S. 75.
135) „Mensch im Eisen", S. 76.
136) „Mensch im Eisen", S. 77.

gend im großen Lebensrhythmus. Hier ist das Naturerleben durch intensivste Hingabe verwirklicht, zur kosmischen Einsfühlung gesteigert. Und dort, wo er „gereinigten Leibes, hingegebener Seele, bereit, durchdrungen zu werden von den ewigen Kräften des Alls“ [137]), ist das Erfühlen, ebenso wie Pongs es bei Whitman gefunden, zugleich „eingemündet in ein Begreifen, ein Sinnfinden, ein Offenbarwerden des Logos, erhoben über die gegenwärtige Leidenschaft des Mitfühlens in die Gewißheit eines ewigen Sinngesetzes.“ [138]) Aus erlebter Gewißheit bekennt es der Dichter:

„Seit wir uns ohne Widerstreben dem Kosmos überlassen,
sind wir des Kosmos Söhne.“ [139])

Nicht immer ist der Dichter in der gleichen Lage, durch Erfühlung, williges Hingeben der Natur teilhaftig zu werden. In seiner vollblütigen Aktivität überströmt er im Zustand der Erregung auch die Natur, die für ihn dann Objekt und erst durch ihn ihre Beseelung erfährt. Nicht er ist dann der Empfangende, über den die beseelende Kraft der Natur sich ausströmt, sondern der Gebende, der die Natur aus seinem zufälligen Erlebniszustand beseelt, ihr eine ihm verwandte Seele gestaltet. Im „Abglanz des Lebens“ finden wir die Naturbelebung durch die anverwandelnde Kraft der Beseelung kaum vor [140]). Wird doch in seiner Frühzeit die Natur noch mit unbeschwertem, erfahrungsarmem Sinne erlebt. Erst das furchtbare Kriegserlebnis füllt ihn mit der ganzen Schwere der Erfahrung, durchsetzt sein Wesen mit explosiven Momenten, mit einer alles aktivierenden Stimmung, sodaß er nicht imstande mehr ist, die Natur in ihrer Eigenstruktur zu erfühlen, ihrer Erscheinung sich willig hinzugeben. Geht der Urlauber durch die heimatlichen Felder, hört er des Ackers Sehnsuchtslied erklingen „nach den Treuen, die der Tod genommen“ [141]). Oder er sieht das Blut der Gefallenen „in Blumen leuchten, funkeln im braunen Ackerlicht“ [142]). Das innere Erlebnis des Kriegés ist so stark, daß es sich in der das Subjekt umgebenden Welt widerspiegeln muß. Ja, durch die anverwandelnde Kraft der Beseelung wird zuletzt das Erscheinungsbild zu einem gleichartigen Ausdruck des inneren Erlebnisses, dient es dazu, seinen jeweiligen Gehalt zu verdeutlichen. Das Bewußtsein, gemordet zu haben, wenn auch in Pflicht und Not, bedrückt ihn, zerquält ihn, läßt ihn nicht ruhen. Er glaubt sich schuldig und fühlt sich überall von Erinnyen verfolgt. Wo er nur naht, schreit's ihm entgegen: „Verfluchter, könnt ich über dich fallen.“ [143]) In der Natur, wo er sonst

137) „Mensch im Eisen“, S. 179.
138) Pongs, S. 214.
139) „Mensch im Eisen“, S. 179.
140) vgl. dazu Pongs, S. 179 ff.
141) „Herz, aufglühe dein Blut“, S. 83.
142) ebenda, S. 82.
143) „Deutschland“, S. 56.

den Frieden gefunden, fühlt er, wie „die Sträucher und Bäume mit Ästen und Dornen" nach seinem Halse krallen [144]) und die Nebel ihn erstickend umarmen [145]). „Auf den Wiesen und Feldern halten mich Schlangen und Frösche, Kröten und alles Schmarotzergetier." [146]) Dann wieder überströmt nach Tagen blutiger Schlacht ein heißes Lebensverlangen das Land, durchseelt es mit Eros, daß jeder Acker liegt wie ein Weib „mit wartendem Schoß, fruchtbarem Leib." [147]) Dies triebhafte Vermenschlichen kommt vor allem auch in „Mensch im Eisen" zum Ausdruck [148]). Als der Dichter nach langem Verzweifeln an seinem Geschick endlich wieder Lebensfreude und Frieden findet in dem Bewußtsein, wie Pflanze und Tier seliges Geschöpf nur zu sein, bricht sich jahrelang verhaltene Lebenslust bahn, strömt sie unbedenklich über das Morgen im Gefühle tiefster Geborgenheit in fruchtbares Zeugen ein. Das Erlebnis, wieder leben und zeugen zu können, ist von so erregender Wirkung, daß er überall in der Natur „Bilder zeugerischen Lebens" wahrzunehmen glaubt [149]):

„Siehe das fette Land, das Feld zwischen den Lenden der Hügel.
Ist es nicht der Erde Schoß und wahrhaft Weib?" [150])

Der Pflug, in dem er das Abbild des männlichen Gliedes erblickt, durchzieht den wartenden Acker, öffnet ihn „bereit zur Empfängnis" [151]). Selbst der Baum, der in der Erde verwurzelt, wird in diesem erregenden Zustand ein Bild zeugerischen Lebens [152]). Durch die anverwandelnde Kraft der Beseelung offenbart die Natur den Gehalt seines eigenen Erlebens. Natürlich wird das Erlebnis des ihn durchflutenden Eros nicht einzig durch das immerhin primitiv wirkende Bild der Zeugung verdeutlicht. Gestalteter, vergeistigter findet es seinen Ausdruck in anderen Bildern: „Bräutlich-keusch lag der Frühling an der Brust der erwachten Welt" [153]) oder gar:

„Saugend hangen, der glühenden Sonne inbrünstig zugewandt,
Millionen Knospen an der flammenden Himmelsbrust." [154])

Die Vorstellung des Zeugungsaktes wird hier überschattet von Vorstellungen des seligen Werdens. In dem Gedicht „Rückkehr aus dem Kriege" meidet er überhaupt, sein lustbetontes Erlebnis durch Bilder zeugerischen Lebens zu verdeutlichen. Die Beseelung der Natur durch

144) „Deutschland", S. 56.
145) „Deutschland", S. 57.
146) ebenda, S. 57.
147) ebenda, S. 97.
148) vgl. dazu Pongs, S. 270/71.
149) „Mensch im Eisen", S. 186.
150) ebenda, S. 186.
151) ebenda, S. 186.
152) ebenda, S. 186.
153) „Deutschland", S. 97.
154) „Mit brüderlicher Stimme", S. 133.

den vor Lebenslust vibrierenden Soldaten kommt in diesem Gedicht wunderbar im Rhythmus, in der Wortwahl und in der Farbigkeit der Bilder zum Ausdruck:

„Die Fluren grüßen den Himmel, sie singen in seligen Farben
vom stillen Glücke des Friedens, von Werden und Blühn." [155])

Um die ganze Seligkeit zu erschließen, schaut er die Bilder

„Schwalben im Blauen, in den Blumen die Bienen
und auf den leuchtenden Wellen ein singendes Schiff." [156])

Gewiß ist hier die Beseelung nicht nur durch die anverwandelnde Kraft, durch die Seelengestaltung erreicht, sondern ebenso durch die Erfühlung. Die mehr aktive Grundhaltung bei der Seelengestaltung und die mehr passive bei der Erfühlung gegenüber der Natur, durchdringen sich auch hier und finden im Werke ihren geschlossenen Ausdruck.

II. Die proletarische Situation.

1. Die Wirklichkeit und Sehnsucht des Arbeiterlebens.

Ein weiteres wichtiges Erlebnis, das ihn von früh auf begleitet, ihn immer wieder zur Gestaltung drängt, ist das Erlebnis der proletarischen Situation.

„Ein früh zerschundener Körper mein Erbe" [157]) bekennt er in bitterem Tone, zerschunden von Arbeit und Not. Wer ihn einmal gesehn, vergißt nicht so leicht das von Sorgen und Nöten zerfurchte Gesicht, den schmächtigen Körper, der kaum imstande schien, körperliche Arbeit zu leisten, geschweige die schwere Schmiedearbeit Tag für Tag zu bewältigen. Doch nach seinem Körper, nach seinem Willen wurde nicht gefragt, er mußte mit dem Vater „sieben Kinder ernähren", schwang „schon in kleinen Knabenfäusten den schweren Schmiedehammer und lag nachts hämmernd unter Kesseln, schraubend unter Maschinen" [158]). Es gehört zum Arbeiterschicksal, daß der Arbeiterjunge nicht lange gefragt wird, wozu er sich eigne, sich berufen fühle, das Gebot, zu verdienen und nur zu verdienen, zwingt ihn in den nächst leerstehenden Arbeitsplatz [159]). In einförmigem Tun von morgens bis abends trägt der jugendliche Dichter als „Knecht der

155) „Herz, aufglühe dein Blut", S. 79.
156) ebenda, S. 79.
157) „Mensch im Eisen", S. 7.
158) ebenda, S. 7.
159) vgl. dazu „Volk ohne Raum", wo diese tragisch Frage eingehend behandelt wird, z. B. S. 144 ff.

Pflicht und des Eisens" des Werktags Plage und sieht „von der Sonne kaum noch das Morgen- und Abendrot" [160]). Selbst Sonntage werden zu Werktagen gewandelt. Als der Meister einer Fabrik dem Gesellen seines Vaters verspricht, bei zeitiger Beendigung der Kesselreparatur ihm eine neue Sonntagshose zu schenken, lacht der Geselle höhnisch auf: „Hat schon jemand einen Kesselschmied in einer Sonntagshose gesehn? Sonntag auf Erden — das gibt es erst, wenn alle Arbeiter auf einen Schlag zusammen die Brocken dahinschmeißen!" [161]) Was der Geselle in drohendem Sinne ausspricht, kann der Lehrling Lersch, der dem Gesellen zur Hilfe beigegeben ist, aus eigner Erfahrung bestätigen. So manchen Sonntag muß er im engen Kesselrohr herumkriechen „an Nieten hämmernd, in der Hitze schwitzend." [162]) Er selber wird in diesem unaufhörlichen Auf und Ab ohne Stunde der Erholung zum „Menschenkraftmotor", zum „Maschinenmenschen" [163]). Das Erlebnis des trostlosen Zustandes ist so stark gestaltend in ihm, daß er es noch nach Jahren in immer neuen Motiven zum Ausdrucke bringen muß. „Der alte Heizer" ist die wirkungsvollste Typisierung dieses Erlebnisses. „Er ging nicht in die Kirche, nicht ins Wirtshaus. Zwischen Fabrik und Bett teilte sich sein Leben auf. — Vierzig Jahre Dienst hatte er getan, er war kaputt und krank, vierzig Jahre Feuerarbeit hatte ihn verblödet. In den wenigen Worten, die er sprach, flammte das Feuer, rauschte der Dampf." [164]) In vierzig Jahren Arbeit genug — nur nie Zeit für sich, für seinen Körper, für seine Seele! Die erschütternde Tragik des Arbeiters, wie sie Dehmel im „Lied des deutschen Arbeiters" zum Ausdruck bringt. Ergreifend gestaltet der ältere Lersch das gleiche Motiv in dem Gedicht „Arbeitsfrauen". Tag für Tag gehen die Arbeitsfrauen „den harten Weg der Pflicht", den Weg zur Fabrik. Ihre tiefe Bestimmung als Mutter und Frau haben sie im Auf und Ab ihrer täglichen Arbeit vergessen,

„Vergessen, wie da draußen das Leben,
Die schwerfrohe Arbeit in Feld und Garten,
Vergessen den Wald und die Wiese
Und das Singen der Kinder
Vor unbewußtem Glück der reinen Jugend.
Vergessen die Eltern und Bruder und Schwester,
Wie Mann und Geliebter." [165])

Immer stärker muß er an sich und den andern erleben, daß der Arbeiter nichts vom Leben zu beanspruchen hat [166]). Wie für Bröger wird es für ihn das Schicksal des Proleten „abseits den Gelagen des Lebens

160) „Mensch im Eisen", S. 7.
161) „Hammerschläge", S. 45.
162) „Stern und Amboß", S. 32.
163) „Mensch im Eisen", S. 127.
164) „Hammerschläge", S. 130.
165) „Mit brüderlicher Stimme", S. 124.
166) „Abglanz des Lebens", S. 33.

als vergessener Gast" zu stehn [167]). Drohend formt sich aus empörtem Herzen die Frage: „Für was wir leben, wollen wir wissen!" Als die Zeit frechhöhnend ihm antwortet: Für „Euer tägliches Brot", entfährt ihm, dem wahrhaftig nicht Revolutionären, die Drohung:

„Wir schreien Euch unseren Willen entgegen:
Führt unsere Sehnsucht, führt sie zum Licht.
Eh sich zum Fluche wendet der Segen
Der Sehnsucht, die doch ihre Ketten zerbricht." [168])

Diese Sehnsucht zum Licht ist so mächtig in ihm, daß er, als die Welt ihm keine Hilfe bot, die nächtlichen Stunden benutzte, um als Autodidakt den Hunger nach Schönheit, Erkenntnis und Freiheit zu stillen. Kaum ist im Ohre das Werkgebrause verklungen,

„..... glänzt um mich der Lampe weiches Scheinen,
Und eine andere Welt steigt um mich auf.
Was hoher Geist ersann vom schönen, Reinen,
Hält mir den Blick, reißt mein Gefühl hinauf." [169])

Wie Tisch und Ofen werden die Bücher lebendig, steigen die Dichter aus ihrer Zeilengruft hervor [170]). Es ist natürlich, daß zunächst sein Interesse den Büchern Karl Mays gehört [171]). Als ein wohlmeinender älterer Freund, der seine Gedichte im Ortsblatt lobend besprochen hat, dem jungen Kesselschmied die Gedichte Goethes und Moerikes zu eifrigem Lesen leiht, erhält er sie nach Wochen mit dem Bemerken zurück: „Wenn meine Verse so langweilig wären, dann könnten meine Kameraden da auch nichts mit anfangen." [172]) Nur das Gedicht Moerikes „Denk es, o Seele" spricht ihn an, ja die Verse „Zwei schwarze Rößlein weiden auf der Wiese", kann er sogar auswendig. Das ist psychologisch leicht erklärlich. Trotz seiner 17 Jahre verharrt der junge Kesselschmied noch auf der Robinsonstufe. Nur, was seiner Entwicklungsstufe entspricht, oder was er unmittelbar erlebt hat, vermag er durch das Schriftbild aufzunehmen. Allmählich jedoch lernt er tieferes Lesen. „Und da hat es nicht lange gedauert, da konnte ich auch Goethes Prometheus auswendig und noch andere Gedichte, und besonders die, die keinen Reim hatten." [173]) Bald wählt er selbständig seine Lektüre und kauft sich eine Auswahl deutscher Lyrik „Die Ernte". Gewiß, viele Gedichte bleiben ihm fremd. So auch das Gedicht Nietzsches „Die Krähen schreien". Er, der hinaus will in die Fremde, der die Heimat als Fessel empfindet, liest erstaunt: „Wohl dem, der

167) Bröger, „Die singende Stadt", S. 10.
168) „Vergißt Du Deines Bruders Not", S. 5.
169) „Abglanz des Lebens", S. 11.
170) ebenda, S. 20.
171) „Hammerschläge", S. 115.
172) „Mut und Übermut", S. 236.
173) ebenda, S. 238.

jetzt noch eine Heimat hat!" Eigenmächtig schreibt er an den Rand: „Wohl dem, der keine Heimat hat." [174]) Aber das Nichtverstehen einzelner Gedichte ist ja im Grunde unwesentlich gegenüber der Tatsache, daß er allmählich sich in die deutsche Geistesgeschichte hineinlebt und vom deutschen Geist, wie er sich in der Tradition verfestigt hat, unmerklich beeinflußt wird. Seine Haltung gegenüber dem Leben erinnert oft unwillkürlich an den deutschen Idealismus, obgleich er ihn nur in den deutschen Dichtern kennen gelernt haben kann. Schon in dem Gedicht:

„Ich folge Dir, meine sehnende Seele,
Wohin Du gehen willst,
Das Göttliche suchen!" [175])

wird die idealistische Haltung offenbar. Noch stärker wird sie deutlich in den Versen, die er den gütigen Priester im Beichtstuhl sprechen läßt, als er verzweifelt zu ihm kommt:

„Nur in Demut und Pflicht und Selbstüberwindung
Findet der Mensch die innere Bindung,
Findet die wahre Freiheit der werdende Mann!" [176])

Streichen wir das Wörtchen „Demut" und wir werden einzig an Schiller erinnert. Verhältnismäßig früh lernt er diesen Dichter kennen. Während seiner Wanderschaft verbringt er einige Monate in Stuttgart und Umgebung. Der sonntägliche Besuch des Theaters wird ihm dort zur Gewohnheit. „Eine Lohengrin-Aufführung — ein Schauspiel von Schiller oder ein Lustspiel von Shakespeare entführten mich aus dem Kreis von Geldverdienen, Nietkolonne, möbliertem Zimmer und kleiner Kneipe." [177]) Trotz der wenig geachteten Arbeit in den Fabriken, des vagabundierenden Lebens „ging ich wie ein Königssohn durch die Herrlichkeiten meines Reichtums im heiligen Lande der Kunst". „Junge Dichter nahmen mich mit auf ihre Dachkammer, Theosophen und Gottsucher führten mich in ungeahnte Welten ein." [177]) Immer ist er empfänglichen regen Geistes, bereit, sein Wissen zu bereichern. Willig gibt er sich bildenden Einflüssen hin, sucht er sich wirklich zu bilden. In Wien besucht er als arbeitsloser Handwerksbursche das Volksheim, „hörte dort, weil ich keine Arbeit und kein Geld hatte, umsonst von wirklichen Schauspielern große Szenen aus Dramen sprechen und von tüchtigen Musikern Beethoven-Werke spielen. Als ich einmal Gedichte von Nietzsche hörte, da fühlte ich mich stark genug, dies ganze gottverdammte Wien, das uns nicht einmal Arbeit, geschweige Freude geben konnte, an allen vier Ecken in

174) „Hammerschläge", S. 215.
175) „Abglanz des Lebens", S. 65.
176) „Mensch im Eisen", S. 33.
177) „Mut und Übermut", S. 65.

Brand zu stecken.“ [178]) Ein entscheidendes Ereignis wird für ihn die Begegnung mit Alfons Petzold, der im Volksheim vor andächtigen Arbeitern Gedichte von „Freiheit und Glücklichsein, von Revolution und Erlösung“ vortrug. „Als aber einmal in den Gedichten die Hämmer zu klopfen anfingen und die Maschinen rumorten, die Arbeiterfäuste schwarz und blank zu sehen waren, als das Lob auf die Arbeit und die Arbeiter erklang, da war es mir, als seien das alles Gedichte, die ich zu schreiben vergessen oder noch schreiben wollte.“ [179]) Erregt eilt er nach dem Vortrage in die Stadt hinaus, in den Wartesaal und schreibt den Hochgesang auf die Stadt Wien [180]) mit dem begeisternden Gelöbnis am Schluß:

„Ich will nicht verdunsten in Trägheit, ich will nicht
kalt werden in Abgeschiedenheit.
Ich steige den Weg hinab, weiter dem Brausen entgegen,
das mich umfängt.
Ich spreche in mir: Nimm mich auf, Du stolzer Strom,
stolzer Strom bewußter Menschheit Du!“ [181])

In den dichterischen Ausdruck strömt alle Sehnsucht des jungen Kesselschmieds ein, Dichten wird ihm Erlösung. Alles, was er an Wissen erwirbt, an Bildung erlebt, ist im Grunde doch nicht geeignet, ihn aus den Nöten der proletarischen Situation zu erlösen, ja, ist zunächst nur dazu angetan, ihn mit seinem Schicksal unzufriedener zu machen denn je. An Sonntagen, an Abenden und in den Nächten baut er sich eine Welt auf, völlig entgegengesetzt seinen Erfahrungen. In den Nächten erwacht er zum Leben:

„Ich war es nicht,
Den die Heulhörner am frühen Morgen an die Arbeit schrien,
Hinaus aus Taten und Träumen, Gesang und Gedicht!“ [182])

Vergeblich sträubt er sich gegen diesen Zwiespalt seines Lebens. Immer wieder muß er ihn erleben, bis in seine reifen Jahre hinein. Was er aus jungem Herzen bekennt:

„Was wollt ihr an eisernen Maschinen
Rosen ihr, mit eurer Blumenseele“ [183])

durchzieht wie ein Leitmotiv seine Dichtung. Ist er bei seiner Arbeit in der Schmiede, will er hinaus in die Natur:

„Auch ich will hinaus, ich will die Sonne haben,
Die Erde im Licht, Erde im Tau, Erde im Wind!

---

[178]) ebenda, S. 141.
[179]) „Mut und Übermut“, S. 141/42.
[180]) ebenda, S. 142/43.
[181]) „Abglanz des Lebens“, S. 19.
[182]) „Mensch im Eisen“, S. 8.
[183]) „Abglanz des Lebens“, S. 9.

Einen Acker will ich haben, eine Wiese, einen Baumgarten!
Eine Hütte in Feld und Wiese, nahe am Dorf.
Einen Pflug will ich in meinen Händen halten, einen Stier davor,
Einen roten, großen Stier!“ [184])

Ist er befreit von Heimat, Hammer und Amboß, zieht es ihn zurück nach seiner heimatlichen Arbeit [185]). Das zwiespältige Gefühl, aus dem die Worte fließen „ich fühle es, ich hasse sie so, wie ich sie liebe, die heilige, verfluchte Flamme!“ [186]) beherrscht ihn oft gegenüber den Erscheinungen des Lebens. In seinen jungen Jahren steigert sich das Erlebnis des Zwiespaltes zur unerträglichen Spannung. Auf der einen Seite die ganze Furchtbarkeit der proletarischen Situation: Armut, Not, stoßende Enge der Wohnung, Arbeit und immer wieder Arbeit, fluchende, zotende Arbeitskollegen, einen von Arbeit und Krankheit zermürbten, vergifteten Vater, der sich nicht scheut, ihn des geschlechtlichen Verkehrs mit der Mutter zu bezichtigen [187]), der sich nicht scheut, diese Mutter, die kein unanständiges Wort vertragen kann, zu beschimpfen mit den „unflätigsten Ausdrücken, die zum Übelsten gehörten, was ich je von den verkommensten Subjekten vernommen hatte“ [188]) — auf der anderen Seite die Sehnsucht nach Reinheit und Größe, verträumte Abende und Nächte mit Gesang und Gedicht [189]), unschuldige Liebe und Freude in Wald und Flur [190]) und vor allem inmitten der „proletarischen Umgebung“ das Erlebnis einer großen Mutter, die „so stark an das Anständige und Gute in ihren Kindern“ glaubte, „daß Beifügungen, wie bös oder schlimm in ihrer Sprache fehlten.“ [191]) Diese unerträgliche Spannung löst sich in etwa im schriftlichen Bekenntnis, im Gedicht. Stundenlang schreibt er, bis ihm die Augen zufallen [192]). Ist nirgendwo ein stilles Fleckchen zum Schreiben zu finden, „so blieb ich .... am Feuer sitzen und dichtete mir das Leid vom Herzen.“ [193]) Aus zwiespältigem Erleben wird er zum Dichten gedrängt. „Ich schrieb wieder Gedichte, wie immer, wenn mich die Stadt im Zehnstundentag und in Fabrikarbeit einsperrte.“ [194]) Er besingt die stillen Stunden, in denen er träumen, dichten und lesen darf, frei in der Natur herumschweifen kann [195]). Der Sonntag wird ihm zum „sieghaft strahlenden Jüngling“, der ihn über „Berghöhen, dunkle Wälder und weiße Landstraßen“ hinausführt [196]). Oder er ge-

184) „Mensch im Eisen“, S. 122.
185) vgl. z. B. „Deutschland“, S. 30, 126 und „Mensch im Eisen“, S. 38/39.
186) „Mensch im Eisen“, S. 122.
187) „Hammerschläge“, S. 143/44.
188) „Hammerschläge“, S. 114.
189) ebenda, S. 123/25.
190) „Hammerschläge“, S. 65 ff. und „Mensch im Eisen“, S. 16.
191) „Im Pulsschlag der Maschinen“, S. 14.
192) „Hammerschläge“, S. 120.
193) „Mut und Übermut“, S. 218.
194) „Mut und Übermut“, S. 65.
195) vgl. „Abglanz des Lebens“, S. 10, 12, 17, 24.
196) „Abglanz des Lebens“, S. 28.

staltet das Motiv „die Not", die ihn als welkes Weib nachts aufsucht [197]). Aber die entscheidenden Motive werden schon in frühster Zeit unmittelbar dem Erlebnis der Werkwelt entnommen. Meist ist es ein lustiges Singen von Schmiede, Amboß und Hammer [198]). „Ich mußte mich selber wundern, daß ich keine traurigen Gedichte schrieb." [199]) Doch die Tragik des Proleten findet in der ersten Gedichtsammlung „Abglanz des Lebens" ebenfalls schon wenn auch schwachen Ausdruck. So heißt es, daß der Arbeiter nichts vom Leben hat [200]), daß die Fabrik ihm Tag um Tag am Lebensmarke zehre [201]). Im Laufe der Entwicklung wird das Erlebnis der proletarischen Existenz immer unmittelbarer die gestaltende Idee.

2. Der Kampf um echten Sozialismus.

An dem Erlebnis eines Streikes wird ihm das Schicksal des Lohnarbeiters offenbar. Der Meister, der ihn, den Meisterssohn, vergeblich von den Streikenden fernhalten und zur Arbeit anhalten will, kann zuletzt seine Enttäuschung nicht mehr verbergen: „Das hätte ich von Ihnen nicht erwartet, Meisterssohn. Kaum in der Fabrik, schon von den Sozialdemokraten verdorben." Lersch aber antwortet stolz: „Ich habe meine Hände mit den Händen der Kollegen verbunden!" So stark durchbebt ihn das Gemeinschaftsgefühl, daß er heimeilt, alle die Gefühle, die ihn durchtoben, zum Audrucke bringt. „Ich mußte nach Hause, ich mußte schreiben, ein Gedicht, ein gewaltiges Gedicht schreiben; nie im Leben war ich so erschüttert worden, es war das erste große Ereignis. Hier war ich mit dabei, hier konnte ich etwas mittun; alle Arbeit, die ich bisher getan, sie hatte niemand interessiert. Nun aber gehörte ich zu siebzig Männern. Vielleicht vergrößerte der Streik sich, in allen Fabriken und Bergwerken geschehen Ungerechtigkeiten; wenn sie dann einen Zug durch die Straßen machten, dann würde ich die Fahne tragen, vorneanmarschieren." [202]) Auf Grund eines gleichen Schicksals wird er sich der Verbundenheit stärker bewußt:

„Ich bin, wie Du, ein armer Knecht,
Bin ein Prolet von Gottes Gnaden." [203])

Er selber erlebt es ja täglich, wie ihm, allen Arbeitern Ungerechtigkeiten geschehen, die nach dem Gesetze nicht strafbar sind. Sie werden wirtschaftlich ausgenutzt ohne gerechte Vergütung. Verzweifelnd sieht

[197]) ebenda, S. 22.
[198]) vgl. „Abglanz des Lebens", S. 13, 14, 15.
[199]) „Mut und Übermut", S. 218.
[200]) „Abglanz des Lebens", S. 23.
[201]) ebenda, S. 10.
[202]) „Hammerschläge", S. 192.
[203]) „Mit brüderlicher Stimme", S. 35.

er, wie die kleine Schmiede des Vaters dem Ruin preisgegeben ist. Die Konkurrenz der Zeit, Maschine und Kapital, zwingen den um seine Existenz kämpfenden Handwerker für einen Preis zu arbeiten, der kaum die baren Unkosten deckt. Trotz unmenschlicher Arbeit bei Tag und Nacht verschulden die Lersch immer mehr.

„Hoffnungslos an den Werken der Reichen hämmerten wir uns hin.
Wem fiel die Frucht unseres Wirkens in den Schoß?
Die Stadt wuchs mit Fabriken und Palästen herrlich groß,
Wo blieb unser Lohn, blieb unser Gewinn?“ [204])

„Die arbeitfressende Maschine“ [205]) vernichtet den kleinen Betrieb seines Vaters, vernichtet tausende handwerkliche Existenzen. Tagtäglich fühlen sie daheim „die kalte Todeshand der Geld- und Maschinenmacht“ [206]), verfallen sie völlig der Zinsknechtschaft, erleben sie die Verelendung des Lebens. Eine mißtrauische Atmosphäre umschließt den jugendlichen Lersch gegenüber den wohlhabenden Mitmenschen, dem erfolgreichen Unternehmer. Er versteht den Gesellen seines Vaters nur zu gut, als dieser ihm während einer Accordkesselreparatur die innere Verlogenheit und Geldgier der herrschenden Klasse aufzeigt. „Ich sollte nur einmal so eine Reparatur mitmachen, dann könnte ich selber darüber urteilen, wie der Arbeitsmann über die Reichen denken müßte, die sich in feinsten Betten herumaalen könnten, dann pickfein von weißen Tischen frühstückten, erst einen Morgenritt machten, um sich Bewegung zu verschaffen, dann ein Bad nähmen und hernach in die Fabrik arbeiten gingen, d. h. die Meister und Vorarbeiter anzutreiben, damit die Arbeiter auch genug schafften für seinen gierigen Geldsack. Aus diesem Schweiß und Dreck machte der Fabrikherr dann eine Reise an die Riviera.“ Erst wenn man diesen krassen Unterschied sähe, „dann würde der Haß schon lebendig, der gemeine, rohe Haß, den jeder anständige Arbeiter im Leibe hätte.“ [207]) Die Erfahrungen seines Lebens bestätigen ihm die Worte des verbitterten Arbeiters. Rücksichtslose Ausbeutung des Arbeiters bis zuletzt scheint ihm die Parole der Fabrikherrn zu sein [208]). Doch nicht nur wirtschaftliche Ausbeutung! Bohrend schmerzt ihn das Bewußtsein, daß der Arbeiter in seinem Werke nicht anerkannt wird. In dem Gedicht „Es kommt dein Tag Prolet!“ findet dieser bohrende Schmerz seinen Ausdruck:

„Die Welt, die du geschafft,Werkmann, durch deinen Opfergeist besteht,
Weil du dein Blut und Leben gabst zum Unterpfande.
Doch das ist deine und der Menschheit Schmach und Schande,
Daß diese Herrenwelt so stolz an dir vorübergeht:
Du warst für sie nur immer der Prolet.“ [209])

[204]) „Mensch im Eisen“, S. 21.
[205]) „Pioniere von Eilenburg“, S. 90.
[206]) ebenda, S. 170.
[207]) „Hammerschläge“, S. 49.
[208]) vgl. „Pioniere v. Eilenburg“, S. 122 ff. und 191 ff. und 218 ff.
[209]) „Mit brüderlicher Stimme“, S. 128.

Es schmerzt ihn, daß der Arbeiter in den Augen der Herren keine Standesehre hat, ja auch keine haben darf. Er ist für sie

„..... das starke, wilde Tier,
Das man erst fängt, dann bändigt, vor den Karren spannt,
Auswurf der Menschheit, ohne Gott und Vaterland,
Ehrlos und voller Habsuchtsgier ....." [210])

Und wenn der Arbeiter, der deutlich wahrnimmt, wie diese Herren mit List und Klugheit aus seinem Schaffen „sich Macht und Reichtum durch Gesetze" raffen, in bitterer Not um sein Lebensrecht kämpft, dann machen sie ihn bei seinem Volke schlecht, stellen ihn dar „als einen Wüstling, alkoholvertiert, der nur nach fremdem Recht und fremdem Reichtum giert." [211]).

Er ist überzeugt, daß diese Herrenwelt dem Arbeiter unrecht tut, wo immer sie kann. Darum ist es für ihn eine Selbstverständlichkeit, daß bei einer Auseinandersetzung zwischen Arbeiter und Fabrikherrn die Arbeiter im Recht sind. „Für mich hat der Arbeiter auf jeden Fall recht!" [212]) Selbst wo das Gesetz anderer Meinung ist; denn das Vertrauen auf das Gesetz wird bei ihm früh erschüttert. Mit Zuchthäuslern wächst er auf, mit Vagabunden verbringt er entscheidende Jahre seines Lebens. An ihnen erlebt er die Tragik aller menschlichen Rechtsprechung.

„Schuldlos-schuldig waren sie alle, die das Leben verdarb.
Das lernte ich früh als Kind." [213])

Er weiß, daß die Gesellen, die in des Vaters Werkstatt fluchen und schmieden, sich des Raubes, des Diebstahls schuldig gemacht haben, er ahnt aber auch, wie sehr die proletarische Situation an diesem Verhängnis ihre Schuld zu tragen hat. Doch kein Richter, kein Gesetz sieht das schmerzzerquälte, dumpfe Leben, ahnt etwas von einer proletarischen Situation, aus der schicksalhaft Eigentumsvergehen geboren werden. Die Herrenwelt selber zerstört ja das moralische Gefühl für Mein und Dein durch ihre rücksichtslose Proletarisierung des Lebens, wie auch durch ihre listige Nichtbeachtung der Eigentumsgrenze gegenüber den wirtschaftlich schwachen Arbeitnehmern. Kein Richter vermag diese psychologischen Momente zu wägen, er richtet die Schuldlos-Schuldigen, wie das tote Gesetz es befiehlt. In den Verurteilten aber, die vergeblich um Gerechtigkeit flehen, in den Proleten wird das Gesetz als eigensüchtige Machtsatzung verzweifelnd erlebt:

„Die Welt, die nur lebt,
Weil das Gesetz besteht,

---

210) „Mit brüderlicher Stimme", S. 128.
211) ebenda, S. 129.
212) „Hammerschläge", S. 191.
213) „Mensch im Eisen", S. 19.

Ist wert, daß sie am Gesetz zugrunde geht!
Denn das Gesetz unmenschlich, furchtbar trifft den Armen nur,
Dem die Natur,
Dem das Leben nicht gnädig war,
Daß ihn keine starke Mutter gebar,
Daß kein kluger Vater die rechten Weltwege ihn wies,
Der ihn ins Elend stieß,
Daß keine starke Hand, kein guter Geist ihn führte zur Freiheit hinaus." [214])

Die bittere Erfahrung, daß eine „schuldbeladene Welt" diese Ärmsten durch das Gesetz verurteilt, durch das sie eigensüchtig „sich Macht und Reichtum" aus dem Schaffen der Proleten rafft [215]), zwingt ihn, das menschliche Gesetz als Regulativ des Gemeinschaftslebens abzulehnen und einzig die gütige, verstehende Liebe als ordnendes Prinzip zu fordern. Die Lehre eines Zuchthäuslers beherzigt er sein Leben lang. „Eins will ich dir sagen: du magst werden, was du willst: wenn du dich nicht vor den letzten Verbrecher stellst, vor den Ärmsten der Armen, vor den Kranken, Hungernden, Verzweifelnden, dann bist du nichts wert. Die Welt und der Mensch sind so gut und so schlecht, wie sie sich zu denen benehmen, die am schwächsten und wehrlosesten sind" [216]). Wie für Bröger, der aus gleichem Erlebnis bekennt:

„Wo sich ein Hauch von Liebe regt,
wird neuer Grund für neue Welt gelegt." [217])

wird auch für ihn die Liebe zur gestaltenden und zugleich erlösenden Kraft aus proletarischer Situation zur Volksgemeinschaft, zur Gemeinschaft der Menschen.

Wesentlich wird es für den jungen Lersch, daß er trotz des Erlebnisses der proletarischen Situation nicht wie Bröger, Barthel und Petzold dem marxistischen Irrwahn verfällt. An Versuchen, ihn zum Marxisten zu bekehren, fehlt es nicht. Sind doch die Gesellen des Vaters ausnahmslos Sozialdemokraten. Die Arbeitskameraden in den Fabriken gehören fast alle der roten Gewerkschaft an.

Als er als junger Arbeiter nach Duisburg kommt, erlebt er zunächst den ihm unverständlichen Kampf der Arbeiter unter sich. Rote, schwarze, gelbe Funktionäre versuchen, ihn für ihre Gewerkschaften zu gewinnen. „Der Vertrauensmann der Roten machte den Hirschduncker'schen lächerlich und nannte ihn einen gelben Verräter. Die Christen seien auch kein Haar besser." [218]) Der Vertrauensmann der Christen beschwört ihn bei seinem Glauben, „ja nicht zu den Roten zu gehen." Der Hirschdunckersche rät ihm, die Religion aus dem Spiele zu lassen: „Auch der Sozialismus sei eine Religion. Nur der

214) „Mensch im Eisen", S. 20.
215) „Mit brüderlicher Stimme", S. 129.
216) „Hammerschläge", S. 83.
217) Bröger, „Flamme", S. 80.
218) „Hammerschläge", S. 163.

Gewerkverein sei neutral.“ [219]) Doch der junge Kesselschmied zieht es vor, sich nicht zu organisieren. Die Marxisten versuchen nun, den immerhin noch rein gebliebenen und gläubigen Menschen mit raffinierter Methode zu vergiften, um ihn dann für den Marxismus zu gewinnen. Das Weib muß diesem Ziele dienen. „Ich rede kein Wort mehr mit dir, eh du nicht den Versuch gemacht hast, deine Sünde und dein schlechtes Gewissen bei den Mädchen los zu werden. Du bist fremd hier. Gut, ich nehme dich mit. Ich kenne Mädchen und Frauen, die dir gern dabei helfen.“ Zum Schutze gegen Krankheit reicht ihm sein radikalsozialistischer Zimmernachbar ein Päckchen [220]). Als auch diese Methode nicht zum Ziele führt, ihn von Gott und Glauben zu trennen und damit für den Marxismus reif zu machen, versuchen sie es mit Gewalt. So sehr quälen sie ihn, daß er vor Schmerz und Wut ihnen entgegenschleudert: „Mit Zuchthäuslern und Dieben, Anarchisten und Verbrechern bin ich jung gewesen; aber außer meinem leiblichen Vater hat mich noch keiner so gequält wie ihr.“ [221]) Als alles nichts hilft, rauben sie ihm zuletzt das Werkzeug, sabotieren seine Arbeit und zwingen ihn, die Arbeitsstätte zu verlassen [222]).

Trotz all dieser Tortur erlebt er wie kaum einer unter den Organisierten die Solidarität der Arbeiterschaft, „die neue Religion der Arbeit, die aus der Armut hervorgewachsen war.“ [223]) Selbst das Verhalten der Arbeiter ihm gegenüber sucht er zu entschuldigen. „Die Arbeiter, sie gingen nicht freiwillig in die Fabriken; sie wurden gegangen; die Kraft, die sie aus den Betten riß, trieb sie in die Räder hinein, füllte sie mit den eisernen Gewalten von Motor und Walze, Dynamo und Gasmaschine, Dampf-, Preßluft, elektrischem Strom. Darum waren sie so barbarisch und gefühllos gegen den einzelnen, auch gegen mich.“ [224]) Um seine innigste Verbundenheit mit ihnen sichtbar zu bekunden, opfert er freudig, auch als sie ihn boykottieren, seinen Wochenlohn für Streikende in Berlin [225]). Wo eine Arbeitergruppe Lohnerhöhung durch Streik durchsetzen will, erklärt er uneigennützig den Sympathiestreik [226]). Ihren Anklagen gegen Kapitalismus, Priester und Kirche stimmt er bei. Auch er erstrebt den Sozialismus. Er ist immer Sozialist gewesen, ist es immer geblieben. In „Siegfried“ sucht er seinen Sozialismus zu gestalten, läßt er den Helden Siegfried zu den Arbeitern sprechen: „Nehmt Besitz von eurem Eigentum! denn alles, was ihr um euch seht, es ist euer Eigentum, das Eigen-

219) „Hammerschläge“, S. 163.
220) ebenda, S. 167.
221) ebenda, S. 208.
222) ebenda, S. 205/216.
223) ebenda, S. 210.
224) ebenda, S. 210.
225) ebenda, S. 209.
226) ebenda, S. 191.

tum aller. Ihr habt es getränkt mit eurem Blut, ihr habt eure Leiber hineingeschmiedet in die Maschinen in all den hundert Jahren, da ihr Frondienst tatet." [227]) Lersch ist bereit, alles zu unterschreiben, „die Revolution und den bewaffneten Umsturz, die Trennung von Staat und Kirche — alles, was mit den Fabriken und der Arbeiterschaft zu tun hat." [228]) „Aber die Eintrittserklärung für die Gewerkschaft, die nur Etappe zur Partei ist", unterschreibt er nicht [229]). Den Marxismus bejaht er nicht, den lehnt er ab.

Durch Erziehung und Elternhaus wird er schon früh gegen die marxistische Zersetzung immun. Neben der proletarischen Situation erlebt er alte „straffe Handwerkszucht" [230]), fühlt er sich verwurzelt in der Tradition. „In der Werkzeugtruhe — — — ruhten des alten Matthias Abraham Lersch Zeichnungen und Pläne", die dieser benutzte, als er als „Mitwerker am ersten Rheindampfer" und die Kräne im Hafen von Amsterdam baute [231]). Vor allem „wir lebten alle im Bannkreis der mütterlichen Zucht wie im lautlosen, leuchtenden Licht der Sonne." [232]) Die hingebende demütige Haltung der Mutter gegenüber den Pflichten, die Gott ihr aufgetragen, beeindruckt ihn tief. Mit ihr lernt er beten, an ihr erlebt er die Religion als tiefste Bindung an Gott [233]). Ihn selber umfängt der geheimnisvolle Stimmungsgehalt der katholischen Kirche. Andächtig betet er

> „Du wohnst ja in Brotsgestalt auf allen Hochaltären
> Tag und Nacht, um bei uns zu sein, uns mit Deinem
> [Fleisch und Blute zu nähren." [234])

Gläubig wendet er sich an Gott „im heiligsten Sakrament" [235]). Auch für ihn wird Religion Bindung an Gott, Bindung an Christus. Wenn er sich auch später immer weiter entfernt „von dem liebgewordenen Glauben an die Heiligen und die schönen Feste der Liebe und der Erlösung, von der Kirche" [236]), die christliche Lehre als religiöses Erlebnis durchdringt ihn so stark, daß er gefeit ist gegen allen Materialismus. Den Materialismus aber wittert er in den marxistischen Lehren. Verständlich ist ihm noch der Kampf gegen die Kirche und Priester, unfaßbar aber ihr Kampf gegen „Gott, das Göttliche im Menschen, die unsterbliche Seele und Jesus, den Gottessohn." [237]) Er will ja als

---

227) „Siegfried", im Orplid 1925/26, 9. Heft, S. 341.
228) „Hammerschläge", S. 206/07.
229) „Hammerschläge", S. 206/07.
230) „Mit brüderl. Stimme", S. 129.
231) „Mensch im Eisen", S. 10 u. 11.
232) „Im Pulsschl. d. Masch.", S. 15.
233) vgl. „das Bildnis der Mutter" im Pulsschlag der Maschinen", S. 14/19.
234) „Deutschland", S. 107.
235) „Deutschland", S. 108.
236) „Hammerschläge", S. 254.
237) „Hammerschläge", S. 206.

Arbeiter „gegen den Mammon kämpfen, für die Gerechtigkeit, gegen die himmelschreiende Sünde der Ausbeutung." Aber er „könne es nicht ohne Gott, ohne einen Jenseitsglauben und den Glauben an eine unsterbliche Seele." [238]) Er ist innerlich genötigt, den Marxismus abzulehnen, nicht nur, weil dieser mit seinem kirchlichen Glauben unvereinbar ist, sondern vor allem, weil der Dichter instinktiv herausfühlt, daß mit dem Sieg des Marxismus das Hohe und Göttliche im Menschen, die Sehnsucht nach Größe und Schönheit für immer zerstört ist. Er wittert das Rassisch-Fremde dieser Weltanschauung. Obwohl er mit jedem Jahre tiefer seine Verbundenheit mit den Arbeitern erlebt, überzeugend zum Sozialisten heranreift, er wird niemals Marxist.

[238]) „Hammerschläge", S. 206.

Zweiter Teil:

Der Weltkrieg

I. Das völkische Erleben des deutschen Arbeiters.

1. Der deutsche Arbeiter und die Volksgemeinschaft.

Obgleich Heinrich Lersch schon zu Anfang des Jahres 1914 die erste Gedichtsammlung „Abglanz des Lebens" veröffentlicht, wird er erst bei Ausbruch des Krieges durch seinen „Soldatenabschied" weiteren Kreisen bekannt. Mit diesem Gedichte beginnt er als Dichter zu wirken, gewinnt er allmählich das tiefe Bewußtsein, ein Dichter des Volkes zu sein.

Schon Tage, Monate vor Kriegsausbruch erschienen in den Zeitungen Gedichte[1]), die die Stimmung der Deutschen wiedergeben, wenigstens wiedergeben sollten. Zum ersten Mal nach langer Zeit einte das ersehnte Gesamterlebnis ein 60-Millionen-Volk, ein Volk, das eben noch von Parteienzwist zerrissen, in zwei Lagern, unüberbrückbar durch tiefe Kluft getrennt, sich feindlich gegenüberstand. Im Augenblick schien der Traum vieler Deutschen verwirklicht: Deutschland geeint, ein Volk, ein Leben! Welche Möglichkeit für den Dichter, der sich erschöpfte im subjektiven Erleben, Gefahr lief, der Leere der Zeit zu erliegen! Doch zu überraschend kam das große Erlebnis, auf das die bewußten Menschen so ungeduldig gewartet[2]). Die große Stunde fand den deutschen Dichter nicht zeitgereift. Vielleicht war auch „die Spannung, die das ganze Reich in ihrem Banne hielt, zu ungeheuer, als daß irgend eine Kunst sie hätte lösen können."[3]) Kläglich muten die Verse der Dichter uns an. Warum auch wollten sie schreiben, entweihten sie das große Erlebnis, das sich ihnen doch nicht zum schöpferischen Erlebnis gewandelt? Nur einer der Älteren wußte

[1]) „Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht", Berlin 1914 ff. 1.—10. Heft: E. v. Bodemann: „Der schlafende Riese, 2. Heft, S. 3; E. Lissauer: „Vorspruch, I. Heft, S. 5; Bröger: „Bekenntnis", 5. Heft, S. 15.

[2]) Cysarz: „Zur Geistesgeschichte des Weltkrieges", Halle 1931, S. 9—46.

[3]) v. d. Leyen: „Die Dichtungen der Gegenwart", S. 353.

der Stunde ernsteren Ausdruck zu geben: Richard Dehmel, der durch sein Leben und Streben sich vorbereitet hatte auf dieses Erlebnis [4]).

Zeitgereift waren nur wenige Dichter, unter ihnen vor allem die jungen Arbeiter Bröger und Lersch. In ihnen sang die Stimme des Volkes, fand das Erlebnis schlichten, ergreifenden Ausdruck. Wie sollten auch Dichter der Vorkriegszeit, soweit sie bürgerlichen Kreisen entstammten, ein Erlebnis gestalten, das strukturell grundverschieden von ihrer Erlebnisart war? Die Motive ihrer Dichtung entnahmen sie der Erlebnissphäre des Ich, des Individuellen, die Erlebnissphäre des Wir, der Gemeinschaft war ihnen verschlossen. So ist nicht verwunderlich, daß selbst George die große Stunde nicht zu gestalten vermochte. Er schwieg. Andere sangen und sangen, doch keines ihrer Lieder wirkte überzeugend, war gültiger Ausdruck, dem Volke Ausdruck seines Erlebnisses. Was im Rausche geboren, im Taumel der Begeisterung hingeschrieben, vergeht, wenn es nicht doch zuletzt wurzelt in tieferen Erlebnisschichten, in einer bestimmten Haltung. Auch Lersch schrieb seinen „Soldatenabschied", als er vom Erlebnis der großen Stunde erschüttert, berauscht war [5]):

„Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
All das Weinen kann uns nichts mehr nützen,
Denn wir gehn, das Vaterland zu schützen,
Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir küssén:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!" [6])

Dieses Lied verging nicht mit der Stunde, blieb und bewegte stets von neuem, wurde empfunden als der Ausdruck eines Unbekannten aus dem Volke [7]). Der Schmiedesohn ist noch vom Volke stark umschlossen, durch sein Arbeitersein in der Gemeinschaft verwurzelt. Die große Stunde des Wir-Erlebnisses konnte tiefer in ihn eingehen. Er durfte und konnte den Mund öffnen zu „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!" Das eben war mehr als nur Begeisterung einer Stunde, war Bekenntnis einer bestimmten Haltung.

Dank seiner noch wenig entfalteten Individualität konnte Lersch leichter dem Gemeinschaftserlebnis gültigen Ausdruck geben. Der Widerspruch Gemeinschaft — Individuum schwächte nicht den erregenden Eindruck, hemmte nicht den Ausdruck jenes Erlebens. Ist doch der einfache Mensch noch nicht so sehr durch starkes Bewußtsein umkapselt, wird er doch unmittelbarer von der Erlebnissphäre des Wir, der Gemeinschaft umschlossen.

---

4) „Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht", Berlin 1914, 1. Heft, S. 11, 12 u. 13.
5) Lersch: „Mensch im Eisen", S. 45.
6) „Herz! aufglühe dein Blut", S. 14.
7) Cysarz: „Zur Geistesgeschichte des Weltkrieges", Halle 1931, S. 48.

Auch die Tatsache, daß Lersch als Arbeiter das Erlebnis gemeinsamen Schicksals in der Stunde der Gefahr als eine ihm strukturell verwandte Erlebnisart empfand, macht begreiflich, warum gerade der Arbeiterdichter die große Stunde überzeugend gestaltete. Gewiß stand der Arbeiter im Gegensatz zu den Trägern des Staates. Er kämpfte erbittert gegen die reaktionären und liberalen Träger des Vorkriegs-Deutschland, die noch immer nicht begreifen wollten und konnten, daß der Arbeiter das Recht und die sittliche Pflicht hatte, sich aus seiner proletarischen Dumpfheit als selbstbewußter Stand emporzuarbeiten. Die psychologisch so hochgeschulte Zeit begriff diesen Kampf nicht, deutete ihn als Kampf der vaterlandslosen Gesellen, als Kampf „des Auswurfs der Menschheit, ohne Gott und Vaterland" gegen die göttliche Ordnung der Welt[8]). Am 4. August 1914 erlebte die reaktionäre und liberale Welt, daß das Wort vom deutschen Arbeiter als einem vaterlandslosen Gesellen, als einem „Wüstling" Sünde an Volk und Staat war. Einstimmig bewilligte der Reichstag die geforderten Kriegskredite und erledigte ohne Erörterung die übrigen dringenden Vorlagen. Sicherlich fügten sich viele der marxistischen Führer nur widerwillig dem Gebote der Stunde, eingeschüchtert von dem leidenschaftlichen Bekenntnis der Arbeiter zu Volk und Vaterland. Doch diese Frage interessiert uns hier nicht, uns geht's um den deutschen Arbeiter. Bitter schmerzte es ihn, daß man ihn „vaterlandslos" gescholten[9]). Verschwiegen im Herzen trug er seine Liebe zu Deutschland. Verbittert bekennt er, vorwurfsvoll auf das nationale Hurra-Deutschland blickend:

„Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,
auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort Deutschland." [10])

Der deutsche Arbeiter wandte sich nicht gegen Deutschland, gegen sein Volk, er kämpfte für wirtschaftliche Besserung seiner Lage, für politische und gesellschaftliche Gleichberechtigung, für die Ehre seines Standes, ja er kämpfte für Deutschland. Ist doch die Kraft der Arbeiter „das Blut und Leben des Vaterlandes" [11]). „Damit das Vaterland sich groß arbeiten kann, muß dem Arbeitssoldaten genau die Existenz gesichert sein wie dem Frontsoldaten" [12]). Da die Träger des Vorkriegsdeutschland mißtrauisch, ablehnend diesem Streben gegenüberstanden, darf man sich nicht wundern, daß sie bekämpft oder gleichgültig beiseite geschoben wurden. So erwähnt Bröger in seinen Gedichten nie den König von Bayern, den Kaiser von Deutschland.

[8]) Vgl. das Gedicht „Totenfeier" von Bröger in „Kamerad, als wir marschiert", S. 6 u. Lersch: „Mit brüderl. Stimme", S. 128.
[9]) Bröger: „Kamerad als wir marschiert", S. 6; Lersch: „Mit brüderl. Stimme", S. 128/29.
[10]) Bröger: „Kamerad, als wir marschiert", S. 3.
[11]) „Die Pioniere von Eilenburg", S. 230.
[12]) ebenda, S. 274.

Sie sind ihm zeitbedingte Vertreter seines Landes, er liebt nicht Kaiser und König, die Träger des Vorkriegsdeutschland, er liebt sein Deutschland. Lersch, tiefer der Tradition und der gegebenen Ordnung verbunden, ist nicht so radikal gegenüber den Einrichtungen des Vorkriegsdeutschland. Vor allem ist das Königtum für ihn im deutschen Volke verwurzelt und der Parteien- und der Stände-Kämpfe enthoben. Dem Kaiser hat er es geschworen, es gilt, den Eid zu halten [13]). „Unser Kaiser, unser Vater", er ist „der Schmiedeallgebieter" in aller Stunde, in der Not des „starken Volkes Schirmherr, Führer, Lenker, Meister" [14]). Das Schicksal der Deutschen ist in dieser Stunde enger verbunden mit dem ihres Herrschers, und ernster erneuert er seinen Eid:

„König von Preußen, ich leb mit Dir!
König von Preußen, ich sterb mit Dir!
König von Preußen, ich lasse Dich nicht,
bis mir mein funkelndes Herz zerbricht!" [15])

Die Stunde der Not bewies es zu deutlich, daß der deutsche Arbeiter kein vaterlandsloser Geselle war. Wer erlebte stärker die Stunde der Nation als der gebrandmarkte Arbeiter? Zeigte es sich doch in der größten Gefahr, „daß Dein ärmster Sohn auch Dein getreuester war. Denk es, o Deutschland" [16]). Die eigene Not macht immer hellhörig, sehend für die Not und Gefahr der Gemeinschaft. Nur in der Not erlebt man eben wahrnehmbar die Solidarität der Gemeinschaft und begreift ihren entscheidenden Wert für das Leben jeglicher Gemeinschaft. Die Arbeiterschaft, die in ihrer Not auf die Selbsthilfe verwiesen war, machte sich diese Erkenntnis zunutze. Nach dem Vorbilde der englischen Gewerkschaften [17]) gründete Wilhelm Fritzsche 1865 die erste deutsche Gewerkschaft, den „Allgemeinen deutschen Zigarren-Arbeiter-Verein" [18]). Um 1900 sind 1 Million Arbeiter gewerkschaftlich organisiert, bei Beginn des Krieges sind es 4 Millionen. In den Gewerkschaften wurden sie, soweit es die Not noch nicht vermochte, zur Gemeinschaft erzogen, lernten sie, persönliche Wünsche dem Wohl einer engeren Gemeinschaft unterordnen. Hier schien es Wirklichkeit zu werden, was der ehemalige Färbermeister Brade prophetisch in den „Pionieren von Eilenburg" verkündet: „Zukünftige Arbeiter sind Soldaten. Zucht und Disziplin muß auch in der Arbeiterschaft herrschen, Kameradschaft und das Wort: Einer für alle! soll das Leitwort sein." [19]) In früheren Jahren ist es ängstlich ver-

[13]) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 105.
[14]) ebenda, S. 54.
[15]) „Deutschland", S. 50.
[16]) Bröger: „Kamerad, als wir marschiert", S. 3.
[17]) L. Brentano: „Die Arbeitergilden der Gegenwart", Leipzig 1871/72.
[18]) Franz Klüß: „Die älteste deutsche Gewerkschaft", Diss. Karlsruhe 1905.
[19]) „Die Pioniere von Eilenburg", S. 21.

mieden worden, auf die Ähnlichkeit der gewerkschaftlichen und militärischen Institutionen hinzuweisen. Die Ähnlichkeit besteht vor allem in der inneren Haltung. Der Gehorsam, die Einordnung in die Gemeinschaft, die Anonymität des Handelns sind militärisch, sind preußisch. Es zeugt von intuitivem, geschichtlichem Blick, daß Lersch die Konzeption der Genossenschaftsidee im militärischen Bilde verdeutlicht. „Wie klappt das Leben beim Militär! ruck zuck! Korporalschaft, Kompanie, Bataillon, Regiment, Division! wie geordnet das Heerwesen, wie greift alles ineinander: Infanterie, Kavallerie, Artillerie, die Pioniere und der Train, sind sie nicht auch ebenso wichtig wie die anderen! Ja, auch da zieht ein großer Plan durch das Ganze, ein Feldmarschall steht als oberster Heerführer an der Spitze, von oben nach unten, kreuz und quer, da ist Ordnung, da ist Sicherheit, da ist Richtung und Ziel!“ [20]) Gewiß ist diese Konzeption für das ganze Wirtschaftsleben gedacht, doch in den Genossenschaften der Handwerker, vor allem der Arbeiter, wird sie zunächst nur verwirklicht. Die Gewerkschaft gewann vor allen anderen Genossenschaften die entscheidendste Bedeutung. Obwohl Lersch keiner Gewerkschaft beitrat, hat er nie ihre erzieherische Bedeutung geleugnet. In den „Pionieren von Eilenburg“, eines seiner jüngsten Werke, verherrlicht er die genossenschaftliche Idee als die einzig geeignete, um einen harmonischen Zustand unter den Menschen herbeizuführen [21]). Viele der Arbeiter, die wie er außerhalb der Gewerkschaft standen, mußten erkennen, wie kraftvoll der einzelne in der Gemeinschaft erstarkte, auch sie erfuhren im Laufe der Jahre den erzieherischen Einfluß der Gewerkschaft. L. Brentano weist in seinem Buche „Die Arbeitergilden der Gegenwart“ daraufhin, daß durch die jahrzehntelange Arbeit in den englischen Gilden sich ein hoher „Korpsgeist“ entwickelte [22]). Auch die deutschen Gewerkschaften erwarben sich großes Verdienst, daß sie den Korpsgeist, das Ehrgefühl weckten und zur Solidarität erzogen. Das Erlebnis der Solidarität ist am Baume der deutschen Arbeiterbewegung die schönste und reifste Frucht. So nur konnte beim Arbeiter das Wir-Erlebnis zu einer bestimmten Haltung sich festigen. Er war bei Kriegsausbruch wie wenige Deutsche zeitgereift. Das Streben zur Gemeinschaft war vorhanden, mit der gleichen Solidarität, wie er sie gegenüber dem Arbeiterstande empfand, mußte er in der Stunde der Gefahr auch gegenüber seinem Vaterlande empfinden. Lerschs Kriegsgedichte, die in jubelnder Wir-Form beginnen, in Wir-Form verstummen, sind eindeutig Zeugnis dafür.

---

[20]) „Die Pioniere von Eilenburg“, S. 24.
[21]) ebenda, S. 304/05.
[22]) Brentano: „Die Arbeitergilden usw.“, 2. Bd., S. 293.

2. *Das Bekenntnis zum Volkskrieg.*

Vor heiliger Begeisterung jubelt es auf, als der Dichter auf rollenden Eisenbahnzügen die halbverwischte Inschrift sieht: „Hoch! Von der Heimat in den Tod. Hurra!“ [23]) Freudig singt es in ihm: Wir wollen geben das „Blut so rot“ für den deutschen Erntetag [24]). Noch ist dieses Erlebnis ein rauschender Akkord, nicht belastet von dem Bewußtsein einer schweren Pflicht, durchwühlt und durchquält von den Schrecken des Krieges. In hergebrachten Formen und Bildern flutet das Erlebnis dahin. „Reifezeit“ nennt er die kritischen Tage bei Kriegsbeginn, den Krieg „Erntetag über deutschem Lande“ und sieht die deutschen Krieger als „Schnitter“ stehen, „bereit in der friedlichen Ernte zum Freiheitsstreite“ [25]). Vertraute Bilder des Landes, der Natur verdeutlichen den Sachverhalt. „Wir säen uns, wie unsere Brüder getan, freudig ins grüne Feld.“ Gott Schöpfer ist „Sämann, wir „Samenkorn“ [26]). Später, als er die Schrecknis des Krieges schon erfahren, steigen am Abend der Schlacht die toten Soldaten aus Gräbern und Grüften herauf, schweben heimatwärts, knien nieder „im blühenden Klee“ ihrer Heimat,

> „fühlend, daß jeder Halm, jeder Baum aus ihrem Blute erwächst,
> sehen sie ihr Blut, das Blut der Kameraden durch die Wurzeln steigen,
> in Blumen leuchten, funkeln im braunen Ackerlicht.“ [27])

Sinnvoller denn durch dieses Bild konnte der Soldatentod nicht verdeutlicht werden. Wir fühlen es mit, wie hier das Bild im Erlebnis, Gehalt und Gestalt in eins entsteht. Doch die übrigen Bilder scheinen nicht geschaut, sondern überliefert zu sein. Auch die stereotypen Wendungen wie „in treublauen Augen“, „Blut so rot“, „rotem Blut“, sterbenswund“, „todeswund“, „Morgenrot“, „blankes Gewehr“, „blanke Hörner“ und Verse wie:

> „Die Nacht ist so dunkel, der Sturm weht so laut,
> All die Sterne sind tot und verweht.
> In Deutschland steht eine Soldatenbraut
> Am Fenster und sinnt ein Gebet.“ [28])

zeigen ja deutlich, wie stark Lersch zu Beginn des Krieges noch von der Tradition her beeinflußt wird. Das Motiv von dem verlassenen Mädchen, das ängstlich auf den Liebsten wartet, der fern in Frankreich „erschossen ward auf der Wacht“, ist uns allen als sentimentales Motiv vertraut. Im „Soldatentestament“ bittet der Bruder die Schwe-

---

23) „Herz! Aufglühe dein Blut“, S. 20.
24) ebenda, S. 16.
25) „Herz! Aufglühe dein Blut“, S. 16.
26) ebenda, S. 36.
27) ebenda, S. 82.
28) ebenda, S. 16, 20, 18, 27, 26, 39, 40 u. S. 25.

ster, den Kameraden zu heiraten, dem „ein böser welscher Hieb die Hände beid' zerhauen", ihn soll sie pflegen an ihres „Liebsten statt, der früh schon fiel". Die Mutter bittet er, nicht zu weinen, wenn er fällt:

„Dir, meine liebe Mutter, geb ich einen Waisenknaben,
du sollst daran ein Mutterglück an meiner Stelle haben." [29])

Als die „Soldaten ins Frankreich gezogen", ließen sie Sorgen und Ängste zu Haus:

„Und warum die Frauen und die Mädchen weinen,
als sollt in ihrem Leben keine Sonne mehr scheinen?
Warum?
Ja, darum:
Sie nahmen allen Mut, der in Deutschland soll sein,
mit Siegen und Jauchzen ins Frankreich hinein." [30])

Der Dichter tröstet sie dann:

„Jetzt nehmen sie allen Mut aus Franzosenherzen heraus
und schicken ihn mit der Feldpost in euer Haus."

Dieses in der Variation „Warum? Ja darum" ernsthaft und scherzhaft wirkende Soldatenliedchen mit seinen sprachlichen Unebenheiten weist eindeutig auf das Volkslied. All das ist eben volksliedartige, romantische Tradition. Noch ist Lersch nicht zu eigenem Tone erwacht. Selbst die von heiliger Hingebung durchglühten Gedichte wie „Herz! Aufglühe dein Blut!", „Kameraden, laßt die Kugeln singen" [31]) erinnern in Rhythmus und Sprache an die Freiheitslieder des Jahres 1813:

„Hört, die Not des Vaterlandes wirbt.
Stoßt dem Feind ins Herz die kalte Klinge.
Wer nicht mit uns ist — der stirbt." [32])

Schwören, Schwur und Rache, heiliger Eid und Treue, heiliges Vaterland und heiliger Krieg füllen hier wie dort die Zeilen. Verse wie:

„Solang wir unsre Sprache, die deutsche, nicht verlernt,
solang aus unsren Herzen nicht der alte Gott entfernt [33]),

machen uns stutzend, wenn wir sie zeitlich einordnen sollen. Er ruft auf zum heiligen Kriege, verkündet, daß „Gott mit uns", wie es die Freiheitsdichter getan [34]). Auch ihm geht es „um unsre deutsche Ehr",

---

[29]) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 72.
[30]) ebenda, S. 24.
[31]) ebenda, S. 35 u. 59.
[32]) ebenda, S. 59.
[33]) ebenda, S. 28.
[34]) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 23 u. 60 und Max Wendheim, „Lyriker der Freiheitskriege", Deutsche Nat. Lit. Bd. 135, 3. Abt., Stuttg. 1892 u. a. Arndt, S. 306, 312, Körner, S. 341, 342, 344 u. Wetzel, S. 388.

für „Vaterland und Ehre", für „Hermanns Erb und Gut" [35]). Seltsam, in der Stunde der Gefahr wird sich der Deutsche seiner Geschichte und Art bewußt, werden altgermanische Vorstellungen wieder lebendig. Von Hermann dem Befreier, von „der Väter Wolkenhalle", von dem „Geschlecht der unbesiegten Germanen", vom „Sohn vom Teut" künden die Freiheitslieder [36]). Dehmel mahnt die deutschen Soldaten: „Fühlt euch nur immer noch als Germanen!" und vergleicht den zielenden Füsilier mit dem „einäugigen Blitzgott im Sturmwolkenhauf". Donar und Loki, Baldur, Walküren dienen zu weiteren Vergleichen [37]). Bei Lersch bricht durch die Felder ein trotzige Schar;

„Mit gebräuntem Gesicht und blondem Haar
in treublauen Augen Wehmut und Zorn" [38])

Jubelnd singt es in ihm: „Unsere Mutter heißt Germania" [39]). Während die Wiedergeburt um 1813 stark getragen wird von der Romantik und vom Hasse gegen die welsche Fremdherrschaft, wird sie während des Weltkrieges eine gemachte Mode. Als wirklicher Dichter weiß Lersch sich von dieser Mode frei. Im Schützengraben wird die traditionelle, mehr oder weniger dunkle Vorstellung von dem blonden, blauäugigen Germanen durch das Erlebnis ins helle Bewußtsein gehoben. Ein Morgenangriff steht bevor. Drüben im feindlichen Graben machen sie sich froh mit Frauen und Wein. „Wir möchtens wohl auch — und könntens doch nicht." [40]) Das ist Erkenntnis vom seelisch Anderssein, Erkenntnis von einer blutbedingten Haltung gegenüber Leben und Tod.

So traditionsgebunden auch die frühste Kriegeslyrik uns scheint, der großartige Hymnus dieses Gemeinschaftserlebens ist etwas unerhört Neues. „Wir wollen beten lernen" [41]), sterben, wenn wir müssen. Das ist Volk, das ergriffen wird von der Größe der Stunde. Nicht wissend, warum, nur ahnend. Es geht um Deutschland, „dem wir geweiht die Arbeit unserer Hände" [42]), dem wir uns weihen „voll Dankbarkeit" [42]). „Die Arbeit unserer Hände", eine neue Prägung, gewachsen aus Arbeitersein. Unmöglich, in dieser Stunde der Gefahr dem Vaterland untreu zu werden:

„Gott im Himmel, schicke uns in den Tod,
eh wir uns verlassen in der Not." [43])

Deutschland und wir sind eins; wenn wir Deutschland verlassen, verlassen wir uns. In drängendem Rhythmus feuert er seine Kameraden

35) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 39.
36) Deut. Nat. Lit., Bd. 135, III. Abt., S. 306, 312, 326, 362, 386.
37) „Der deutsche Krieg", Berlin 1914, 1. Heft, S. 13.
38) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 16.
39) ebenda, S. 60.
40) ebenda, S. 61.
41) ebenda, S. 18.
42) ebenda, S. 35.
43) ebenda, S. 40.

an zu stürmen, überrennt er zivile Schranken, erkennend, daß es hier nur Volk gibt, das heilige Scholle schützt:

„Nun faß an das Gewehr, faß an, deutscher Soldat!
Musketier, Leutnant und Prinz: Blutbruder, Kriegskamerad." [44])

Wichtiger als Standesbewußtsein ist ihm das Blutsbewußtsein. Das Bekenntnis zur Gemeinschaft des Blutes ist unbefangen, echt, ohne Verbitterung. Er wird nicht gehemmt durch das Bewußtsein, als parteigebundener Arbeiter von den anderen doch nur als unzuverlässig, vaterlandslos empfunden zu werden. Den parteigebundenen Bröger z. B. quält das Gefühl, von den anderen in seinem Bekenntnis zu Deutschland doch nicht als echt genommen zu werden. Aus widersprüchlichem Gefühle fügt er jedem Bekenntnis zu Deutschland hinzu: Seht! unsere Liebe haben wir mit Blut besiegelt, obwohl ihr uns für vaterlandslos gehalten und haltet [45]). Barthel vermeidet es überhaupt, seiner Liebe zu Deutschland Ausdruck zu geben. Die Abneigung gegen die herrschenden Klassen ist bei ihm so stark, daß er es nicht über sich bringt, irgend eine Redensart dem nationalen Sprachschatz zu entnehmen. Wo er es tut, versieht er sie mit Anführungszeichen: und starben „auf dem Felde der Ehre" [46]). Von allem Hasse, von aller Problematik frei, empfindet, verkündet Lersch, in heiliger Gemeinschaft die heilige Scholle zu schützen [47]). Getragen wird dieses Erlebnis von seiner Jugend. Die Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, dem großen Erleben sollte erfüllt nun werden. Aus der Enge, dem Alltag drängt es den Sehnsuchtskranken, nach Leben Verlangenden hinaus in die Weite [48]):

„Trag mich aus dumpfer Stille,
eisenmuskelstarker Zug!
Schleudere wie der Räderflug,
in die Welt hinein mein Wille!" [49])

„Fahrt in den Krieg" nennt er das Gedicht, dem die Verse entnommen sind. Krieg bedeutet ihm die Möglichkeit, das vor Kraft berstende Ich endlich zur Entladung zu bringen, seinen Willen auszuströmen in größere Tat. Die unverbrauchte Lebenskraft seiner Jugend gibt dem Erleben gesteigerten Schwung, der selbst bis in die Wortprägung wie „eisenmuskelstarker Zug" sich wirksam zeigt.

Eingeordnet in die Vorkriegszeit mit all ihrer Leere, mit ihrem „Geldverdienen" [50]) mußte ein Mensch wie Lersch hinausstreben in

[44]) ebenda, S. 23.
[45]) Bröger: „Kamerad, als wir marschiert", S. 3 u. 6.
[46]) Barthel: „Freiheit", S. 14.
[47]) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 57.
[48]) „Mensch im Eisen", S. 7, 8, 25 u. 27.
[49]) „Deutschland", S. 3.
[50]) „Mensch im Eisen", S. 8.

eine von den Schlacken der Zeit gereinigte Welt. Bewußt empfand er den aller wirklichen Größe baren Zeitgeist wohl kaum. Zwar entschlüpft ihm einmal das Wort, daß wir im Glück uns von Gott gewendet [51]). Doch nur für Sekunden durchzuckt diese Erkenntnis die jubelnde Stunde. Wie die gebildete Jugend [52]), wie der ernste Dehmel [53]) atmet auch er freier und tiefer bei Ausbruch des Krieges. Das Leben der Zeit, vor dem ihm graut [54]), ist endlich beendet. Krieg rückt an die Stelle eines beengenden, kleinlichen Lebens und Krieg scheint ihm und vielen der Edelsten eine „männliche Tat" [55]):

„Niedergedrängt und zersprengt flüchtet das weichende Korps,
Deine zerfetzte Fahne weht vom eroberten Fort.
Stürme vor! Stürme vor" [56])

Selbst der Tod eines Jünglings, seines Freundes, erschüttert ihn nicht; führt doch der Tod zu neuem Leben,

„das allen Helden gegeben,
die erfüllten das größte Gebot!" [57])

Das ist Überwindung der Zeit, des Materialismus, durch neuen Glauben an Größe und tieferes Leben. So wird neben der Vaterlandsliebe und der jugendlichen Lebenskraft der deutsche Idealismus die dritte Quelle für die begeisterte Hingabe an Volk und Land.

Die Begründung des Kampfes ist einfach und klar. Deutsche Ehre, deutsches Land wird bedroht vom Feind, der uns „in einer Nacht mit seinem Hasse zu Kriegern gemacht" [58]). Es gilt, dieser überraschenden Gefahr entschlossen entgegenzutreten, Deutschlands Ehre und seine „heilige Scholle" zu schützen [59]). Gewiß verkündet auch er wie seine Zeitgenossen [60]) den deutschen Sieg, den Willen zum deutschen Siege [61]). Deutschland „will sich nicht knechten lassen" [62]). Wie sollte auch eine gerechte Sache nicht siegen, die Verteidigung höchster Güter sich nicht bewähren? Ist doch Gott bei uns [63]), zieht er doch mit „in diesen heiligen Krieg" [64]). Aus dieser zuversichtlichen Siegesstimmung eine offensive Haltung folgern, hieße jede tatkräftige, erfolgversprechende Verteidigung als herausfordernden Angriff stempeln. Eine offensive

51) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 19.
52) Jünger: „In Stahlgewittern", S. 1.
53) „Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht, Berlin 1914, 1. Heft, S. 11.
54) „Mensch im Eisen", S. 31.
55) Jünger: „In Stahlgewittern", S. 1.
56) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 22.
57) ebenda, S. 31.
58) ebenda, S. 17.
59) ebenda, S. 57.
60) Cysarz s. oben, S. 50.
61) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 21.
62) „Deutschland", S. 90.
63) „Deutschland", S. 29.
64) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 60.

Haltung liegt wohl nur dort vor, wo ein realpolitisches Eroberungsziel vorhanden ist. Vergeblich sucht man in seiner Dichtung danach. Während zahlreiche Deutsche im Laufe der ersten Kriegsjahre zu einem realpolitischen Ziele gelangen, zieht er sich immer mehr auf die eine Begründung zurück, „die Heimat zu retten, zu wahren“ [65]). „Um ihre Heimat, unsere Heimat zu schützen, sind sie gestorben in Not und Pflicht“ [66]).

Fremd ist ihm auch jeglicher Haßgesang, vor allem die bewußte Pointierung der bürgerlichen Dichter gegen England [67]). Wohl läßt er einmal daheimgebliebene Frauen aus gequältem Herzen bekennen, daß sie den Feind noch nicht genug gehaßt [68]), einen Gefreiten schreiben, daß Lloyd George und Mister Grey für den Krieg verantwortlich sind, einen Arbeiter ironisch bemerken, daß „die Freiheit wohnt in Englands Kanonen“ [69]). Im Ganzen jedoch bestimmt die im Laufe des Krieges klarer werdende Vorstellung von einem allmächtig waltenden Schicksal den Charakter der Dichtung [70]). Daß er als Deutscher zugleich Träger einer unvergleichlichen Kultur ist, erfüllt ihn mit hohem Bewußtsein. Stolzer erblickt er in der Stunde der Not den Zeppelin hoch in den Lüften und jubelnd ruft er ihm zu:

„Steige auf, steige auf! Unser Vogel Phönix du,
höher hinauf, jauchze den Völkern zu:
Deutschland voran!“ [71])

Im Sinne Fichtes ist er davon überzeugt, daß nur deutscher Geist der Welt Beglückung bringt. Barbaren-, Hunnenvolk mögen sie uns schimpfen, ohne „Völkerordnung und Sitte“ [72]), echte Freiheit und wahrer Friede kann nur durch Deutschland werden [73]). Mag schwer, unendlich schwer auch die Aufgabe sein, die Welt zu befrieden, mit deutschem Geist zu befruchten, es ist heilige Aufgabe, die den Deutschen von Gott gestellt. Um sie zu erfüllen, muß er

„sich selber Heiland werden,
bis daß durch seine starke Hand
der Friede kommt auf Erden.“ [74])

Erst wenn es nicht mehr Gottes Wille ist, dürfen wir ruhen, ja, dann muß „unserm Geiste die ewige Stille werden“ [75]). Der Krieg erhält somit das ideelle Ziel, die Welt durch deutsches Wesen zu erlösen.

[65]) ebenda, S. 58.
[66]) ebenda, S. 82.
[67]) vgl. „Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht“, 1. u. 2. Heft; Ey: „Der deutsche Michel und John Bull“, S. 35; Lissauer: „Haßgesang gegen England“, S. 36; Schäffer: „Der sterbende Soldat“, S. 38.
[68]) „Herz! Aufglühe dein Blut“, S. 27.
[69]) „Deutschland“, S. 11 und 90.
[70]) „Herz! Aufglühe dein Blut“, S. 44.
[71]) ebenda, S. 23.
[72]) „Deutschland“, S. 79.
[73]) Deutschland, S. 90.
[74]) „Herz! Aufglühe dein Blut“, S. 69.
[75]) „Deutschland“, S. 90.

In Haltung und Ausdruck bekennt er sich zu diesem Ziele, ohne in der Einfalt seines Herzens die geringste realpolitische Machterweiterung zu erstreben. Der Außenstehende, vor allem der uns feindlich Gesinnte, vermag nicht die differenzierte, aber wichtige Unterscheidung zu begreifen. Realpolitisch defensiv, ideell offensiv, so ist deutsche Art, deutsches Schicksal, die Quelle unsäglichen Mißverstehens für die außerdeutsche Welt. Ist es doch Tatsache, daß gewöhnlich hinter der Maske eines ideellen Strebens sich das realpolitische Streben verbirgt. Wir aber sind leider bis vor kurzem noch Kinder reinen Herzens gewesen, die nicht erkannten, daß alles Ideelle auf die Dauer nur siegt, wenn hinter ihm steht die realpolitische Macht.

So fern er anfangs aller Problematik auch steht, Krieg ist ein Wort, das selbst im Unerfahrenen neben den Gefühlen des freudigen Mutes, zugleich das Gefühl der Angst und Furcht zeitigt. Das grausige Lied vom Tod und rotem Blut entspringt nicht trunkener Morituri-Stimmung oder gar fröhlicher Ausgelassenheit, ist tatsächlich Angstgefühl des Geschöpfes. Eben noch himmelhoch jauchzend, plötzlich, Schrecken und Vernichtung ahnend, zu Tode betrübt. Polarität des Menschen, des Dichters! Aber hier stärker bedingt durch Wesen und Herkunft.

Die helle Freude des Kämpfers ist nicht für den Sinnenden. Lersch aber ist trotz sprengender Lebenskraft auch Träumer, Betrachter des Lebens. Kämpfer, vor allem jugendliche Kämpfer, sehen nicht Folgen, sehen nur Tat. Er aber sieht die Getroffenen fallen, „tot, zerrissen und sterbenswund", bevor die Kugel geschossen [76]). Auch das ist Erbe seines Arbeitertums. Paradox mag es klingen, doch entspricht es dem Leben: Arbeiter kämpfen betrachtend. Schon das Ziel an sich setzt Betrachtung voraus. Sie grübeln über Sinn und Zweck alles Lebens, über Taktik und Wege zum Ziel. Die Not zwingt ihnen tagtäglich die Fragen auf, erzieht sie zu betrachtenden Kämpfern. So wird der freudige Jubel, der drängende Rhythmus bei dem Arbeiter Lersch durch die Betrachtung gehemmt. In froher Hoffnung auf Sieg sieht er den grausigen Tod, der ihm entgegenhöhnt [77]). Gereift durch die Not, durch das Arbeitersein ahnt er das Schwere des kommenden Schicksals, bangt er um Zukunft und Leben:

> „Jetzt erst fühlen wir das bittre Trauern
> und die Seele tief in Angst erschauern,
> wenn wir erst dem Tod ins Auge sehn." [78])

Wahrhaftig, alles andere als trunkene Morituri-Stimmung! Wie sollte auch der einfache Mensch trotz aller sozialen Not noch gesund an Leib und Seele des Lebens müde sein? Er ist nicht zerquält von den geistigen

---

[76]) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 19.
[77]) ebenda, S. 27.
[78]) ebenda, S. 18.

Nöten der Zeit, er ist, wie Jünger es vom Arbeiter sagt, noch „elementar“ [79]). Er kann und will leben, bangt um sein Leben und fühlt verzweifelnd, „daß wir doch nur arme Menschen sind“ [80]).

So enthalten selbst die Gedichte „Heilige Flamme! Glüh [81]), die bei Beginn des großen Krieges geformt wurden, eine ernste, ja erschütternde Grundstimmung. Bevor überhaupt die Wirklichkeit des Krieges erlebt wird, durchschmerzt ihn die Gewißheit, daß wir nur armselige Menschen sind. Zutiefst erschüttert ihn die Existenzfrage des Geschöpfes. In Angst und Not sucht er nach einer letzten Begründung, letzten Sinndeutung des Krieges. Diplomatische Begründungen genügen nicht in ihrer Diesseitigkeit, müssen metaphysischen Urgründen entsteigen. So wird der Krieg in dem Gedicht „Glocken, die zum Beten läuten“ [82]) schon vor dem entscheidenden Erlebnis als Fügung Gottes gedeutet.

Das Volk hat sich in seinem äußeren Glück von Gott gekehrt, vergaß in allem Reichtum, nach wahrer Größe zu streben. Dunkel ahnt er Beziehung von Leben und Schicksal. Für Sekunden schaut er das geheimnisvolle Labyrinth, dem unsichtbare Kräfte entsteigen, Geschichte zu gestalten. Verzweifelt muß er sich gestehen: „Du, Mensch! bist an Allem schuld!“ [83]) Als Glied seines Volkes, als Mensch seiner Zeit macht er sich schuld der Entseelung, Entgottung der Welt, als Arbeiter, Diener an Motor — Maschine ist er stärker dem „Fluch der schuldlosen Schuld“ verfallen [84]). Er leidet in Qual und Not um die entgottete Zeit, als Arbeiter doppelt und schwer. Gekettet durch tägliche Not hilft er schuldlos-schuldig die Herrschaft des Mammons in Maschinen-Fabriken errichten. Wehe, wer diesem Mammon nicht dient! Er wird erbarmungsloser vernichtet. Und im Kampf ums tägliche Brot, um Arbeit und Lohn erliegt auch er willig oder gar müde und resigniert dem Wahne der Zeit: dem Mammon zu dienen [85]). Laute Freude verdeckt die innere Not, und die satten Tage entfernen ihn weiter von Gott als Hunger und Not. Ja als Träger und Schöpfer der neuen glücklichen Welt glaubt er stolz, „durch uns selber fest zu stehn.“ [86]) Doch im begnadeten Augenblick wittert er die Gefahr, die vom Materialismus unserem Volke und aller natürlichen Ordnung droht. Aus gläubiger, christlicher Haltung sieht er den Weg der Rettung nur durch das Leid. Was er auf dem Schlachtfelde überzeugend erlebt, schenkt er uns früh, zwar als einziges doch nicht minder wichtiges Bekenntnis: der Krieg als Retter aus größter Not, die Überwindung des Materialismus der Zeit durch das Leid, durch den Krieg.

---

79) Jünger: „Der Arbeiter“, S. 17.
80) „Herz! Aufglühe dein Blut“, S. 18.
81) ebenda, S. 13—31.
82) ebenda, S. 18/19.
83) „Mensch im Eisen“, S. 31.
84) ebenda, S. 18.
85) ebenda, S. 31/32.
86) „Herz! Aufglühe dein Blut“, S. 18.

„Wuchsen wir nicht hin zu ihm in Freuden,
macht er uns im Kampf und Schmerzen groß." [87])

II. Der Krieg als gestaltendes Erlebnis.

Aus Not und Erfahrung, aus Arbeitersein entsteigen, wenn auch vereinzelt, aus letzten Gründen erlebnisgesättigte, trächtige Gedanken. Verständlich, wenn überlieferte Motive in traditionellen Formen sich mehr oder weniger verdichten, unbegreiflich, wenn Neues, Einzigartiges, stärker Erlebtes, das nach eigenem Ausdrucke sucht, in alten Formen, in Rhythmus und Wort anderen Wesens sich kundtut. Das ist Mangel an tiefer Berufung oder noch nicht völlig Erwachtsein des Künstlers. Ist es wirklich mehr als ein wohlwollendes Wort, wenn Emil Ritter in der Enleitung zu „Abglanz des Lebens" bemerkt, daß in Lersch eine Kraft zu gestalten beginnt, die entschieden hinausragt über die Schar lyrischer Nachempfinder und neue künstlerische Werte zu schaffen vermag? [88]) Ich glaube es nicht. Denn ähnliche Verse schrieben sie alle, die ein feiner Empfinden, schärferes Ausdrucksvermögen besaßen und gleich ihm in Arbeit und Not gestellt. Wie gerade Arbeit und Not, die soziale Gedrücktheit den Menschen zum künstlerischen Gestalten hindrängt, konnte ich in all den Jahren als Werkstudent gründlich erfahren. Not ist fruchtbarer Boden für die Gestaltung der Kunst. Aus äußerer, innerer Not werden Werke, auch größte Werke gestaltet, meistens im Motto gegen Tyrannen, Unterdrückung und Not. Aus Not auch wurden Gedichte der schaffenden Menschen, bisweilen eigenartig in Rhythmus und Prägung. Unbekannt sind heute all die Verfasser, die Gedichte in nicht mehr erscheinenden Zeitschriften zerstreut [89]). Aber was macht's, wenn ihre Namen vergessen, manchem gelang ein gut vollendet Gedicht, ohne daß er ein berufener Dichter nun war. Auch die Gedichte in „Abglanz des Lebens", in der Mehrzahl gelungene Reime, enthalten nur hier und da Verse eigenen Tons:

„Dröhnend fallen die Hämmer,
wuchtig in Schlag und Takt
gellen eherne Zungen:
Angepackt!" [90])

Sicher erlebter Rhythmus und doch altbekannt, noch nicht Ansatz zum Neuen, das zu Hoffnung berechtigt. Selbst das große Erlebnis zu Anfang des Krieges löste ihn nicht zu eigener Sprache und Form. Vermag er es nicht? Wohl häuft er in „Des Granatendrehers Kriegslied" kühne Vergleiche aus eigener Welt, treibt er die Drehbank, das eiserne Ma-

[87]) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 18.
[88]) „Abglanz des Lebens", M. Gladbach 1914, S. 5.
[89]) vgl. z. B. „Werkjugend", Jahrg. 1—4, 1925/29, M. Gladbach.
[90]) „Abglanz des Lebens", S. 15.

schinentier, sieht er im wilden Schaffen die Hochöfen glühn, wie man Vulkane preßt in ein Rohr, sieht er, bekennt er in überzeugender Form:

„Frißt die Maschine unser Mark,
wird Deutschland groß, wird Deutschland stark." [91])

Doch dieses Gedicht ist nicht aus Eigenem als Ganzes geformt, noch nicht Erlebnis und Ausdruck, Gehalt und Gestalt zu organischer Einheit verwoben, nur einzelne Bilder, mit seinen Augen geschaut, sind mosaikartig aneinander gefügt. Erst das unmittelbare Erlebnis der Wirklichkeit dieses Krieges löst endlich in ihm seltene Kraft einer Sprache, die uns eindeutig zeigt, daß hier ein Dichter am Werk ist, der aus chaotischem Erlebnis wieder das Urwort stammelt, dichterisch formt und im Rhythmus des einzigen Augenblicks gestaltet. In „Wutgerassel, des Trommelfeuers Höllenrachenschrei" [92]), wo wir nur „treffen, töten, wen ist einerlei" [93]), da gilt kein Kanon, nicht das Wort der ruhigen Zeit, kein Bild genügt, Unheimliches und Ungeahntes kundzutun. Eben noch normativen Formen gefügig, in Traditionen verwurzelt, plötzlich hinausgeschleudert in das Chaos entfesselter Kräfte. Der Mund verstummt vor dieser nie erlebten Wirklichkeit, wo „zischende, erdzerspaltende, schmetternde Eisenfaust" den Menschen erzittern läßt in Furcht und Grausen [94]). Das Unerhörte findet keinen Ausdruck. Die alten Formen sind zersprengt und stammelnd in verzweifelndem Schrei sucht er das Erlebnis unmittelbar zu fassen. Das ihn Erschütternde drängt zum expressiven Ausdruck. Der Expressionismus wird die wahrhaftige Ausdrucksform. Das Stereotype des Ausdruckes schwindet. Der sternenklare, sich gleichbleibende Himmel weicht den „bebenden Lüften" [95]), den „Wolken von Rauch" [96]), der Luft, die „von schreienden Granaten zerschnitten" [97]). Dichten wird mehr als Suchen nach Reimen und passendem Ausdruck in überliefertem Wortschatz, Dichten wird endlich sprachschöpferisches Gestalten, Suchen nach einmaligem Ausdruck:

„Wir haben uns eingewühlt in der Erde Tiefen
im Dunkel der Höhlen wähnen wir Schutz,
wie Kinder verbergen ihr Gesicht im Schoße der Mütter,
O, Mutter Erde, daß deine Tiefen
nicht tief genug sind uns zu verbergen.
Wir wünschen, es täte ein Abgrund sich auf,
schaudernd tief,

---

91) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 29/30.
92) ebenda, S. 49.
93) ebenda, S. 43.
94) ebenda, S. 55.
95) ebenda, S. 55.
96) ebenda, S. 89.
97) ebenda, S. 79.

wir ersehnen stürzende Urwälder über uns.
In all unseren Herzenstiefen rast das heiße Verlangen:
Ströme und Meeresfluten müßten den heiligen Leib der Erde zerreißen,
zwischen uns und — drüben.
Unser armes zerquältes Herz bettelt und bittet um Erdbeben und
[tiefe Nacht,
um so große Not, die allem Streit und Haß
zwischen den Menschen ein Ende macht." [98])

Dichten wird tiefstes Verdichten unseres Seins mit all den in metaphysischem Boden wurzelnden Fragen, Qualen und Nöten. All dieses drängt aus den Tiefen ans Licht, sucht durch das Wort die Geburt. Dieses Erlebnis, das nie vorher gewesen, muß im Akt des Bekennens aus sich Wort und Bild und Rhythmus erzeugen, sodaß selbst diese als wesenhaft auf uns wirken. Das ist sprachschöpferisches Gestalten, wichtigster Akt aller Kunst. Daß es nicht vollwertig wird, ist die Tragik des Künstlers. Auch wenn dieses Wunschbild „es täte ein Abgrund sich auf, schaudernd tief" nicht vollgültiger Ausdruck des Urerlebnisses ist, es läßt uns doch ahnen, was ihn erschüttert, ihn wünschen läßt, daß Ströme und Meeresfluten den heiligen Leib der Erde zerreißen.

Langsam und schwer wuchtet sich Erlebnis um Erlebnis in Sprache aus, die einzig ihren Sinn empfängt aus dem Chaos entfesselter Kräfte:

„Und die Luft saugt in sich ein des fliehenden Lebens Geist,
ist voll dem all, das Leben und Sterben heißt." [99])

Die unerhörte Erschütterung entwurzelt ihn zwar, läßt ihn aber endlich zum Dichter werden, der das Gesetz des notwendigen Ausdruckes, der organischen Einheit von Gehalt und Gestalt verwirklichen muß. In „Eisen-Bleigeprassel" [100]), wo alles Leben „umgiert von fressendem Tod" [101]), wo Lüfte bersten entzwei [102]), genügt nicht das ruhige, gelassene Zustandswort, genügen nicht Bilder, die aus statischer Haltung geboren. Der nominale Stil vermag nicht die Dynamik des Krieges wiederzugeben, dazu bedarf es der dynamischen Sprache. Völlig schwinden die Eigenschaftswörter, verdrängt von Verben, die vor innerer Spannung vibrieren:

„Zischende, erdzerspaltende, schmetternde Eisenfaust,
wie zürnendes Gotteswort dein Schlag auf die Erde saust,
auf die Menschen, die Felder, auf alles was lebt und blüht,
daß es zuckend, zerfetzt in die bebenden Lüfte sprüht." [103])

Die an sich schon dynamischen Verben werden durchströmt noch von gewaltiger Kraft, in ein Bild, in ein Ganzes verwoben, daß sie

[98]) ebenda, S. 56.
[99]) ebenda, S. 55.
[100]) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 49.
[101]) ebenda, S. 55.
[102]) ebenda, S. 49.
[103]) ebenda, S. 55.

jegliche Form der Gedichte zu sprengen drohn. Auch die Bilder entsteigen dem Kriege, durchpulst von der Dynamik entfesselter Kräfte. Die Wirklichkeit ist so stark, daß kein Bild überlieferter Sprache genügt, sie zum Ausdruck zu bringen. Dem ratlos Suchenden zwingt sie ihre schmucklose Tatsachensprache auf. Nicht mehr „in Reihen die Schnitter stehn“ [104]), sie liegen „eingewühlt in der Erde Tiefen“ [105]), „inmitten zerwühlter Felder“ [106]). Das Schlachtfeld mit allem Grauen wird beängstigend wirklich. „Aus dem Gewirr von zerschlagenen Höhlen, zwischen zerrissenen, zerfetzten Soldaten, krochen die lebendigen heraus“ [107]). Die erschütternde Wirklichkeit erzeugt aber bald im Schauenden Vision auf Visionen, in denen ihr Wesen sich letzthin verdichtet. Der Tod, vorher ein blasses, abstraktes Wort, wird auf dem Schlachtfelde Fleisch und Blut:

„Es stiegen, sanken, wogten Staubfontänen,
aus diesen stieg der Tod, der Knochenmann:
Er troff von Blut; lachend ob Qual und Tränen
besah er seine Tat und grinst uns höhnisch an.“ [108])

Auf der Hängebrücke zu Köln erlebt der Posten, dem „längst verdonnerte Schlachten wieder in seiner Seele entbrannt“ [109]), Schrecken und Größe der Skagerrakschlacht. Hört und sieht, wie

„Vulkane, Berge, unzählig, mit hunderten glühenden Kratern
schleuderten in Explosionen, fuhren vorbei,
donnerten eruptisch weißglühende Lavablöcke ineinander,
versanken mit taifunhaftem Schrei —
Orkane quirlten Rauchwolken, mit Blitzen vermischt,
Meere sprangen ans wolkenverhangene Firmament,
das Meer, die Luft, die Wolken, die Berge, die Erde brennt“ [110]).

Sieht, wie die Mosel, den Rhein hinab die toten Soldaten schwimmen, wie „zu Mitternacht breiten die Hände sich hoch, recken Arme sich auf“ [111]), hört, wie aus den Wassern das Totenlied singt:

„Wir lagen lange genug einsam hinter der Schlacht
im Vogesenwald.
Ihr Brüder im Meere rieft — wir haben uns aufgemacht,
wir finden euch bald.“ [112])

Alles lebt auf, wird deutlich und faßbar in tief erlebten geschauten Visionen. Von allen Bildungselementen befreit werden sie reinste Ver-

---

[104]) ebenda, S. 16.
[105]) ebenda, S. 56.
[106]) ebenda, S. 79.
[107]) „Deutschland“, S. 4.
[108]) „Herz! Aufglühe dein Blut“, S. 49.
[109]) „Deutschland“, S. 40.
[110]) ebenda, S. 42.
[111]) ebenda, S. 45.
[112]) ebenda, S. 45.

dichtung des Urerlebnisses selbst, empfangen aus ihm ihre rhythmische Form.

Der metrische Rahmen, ehdem ihm für jedes Erlebnis verpflichtend gegeben, wächst aus jenem Erlebnis einzig empor, verwoben in ihm zur endgültigen Einheit. Die traditionellen schematischen Formen werden verdrängt von organischen Gebilden [113]), die zwar oft in Perioden gegliedert, meistens jedoch von Verszeile zu Verszeile stärker anschwellen, um endlich im Schlußakt zu enden [114]). Dynamik ist auch hier das gestaltende Prinzip.

Wunderlich, wie schnell er zum Dichter reift, neu und eigenartig die erschütternde Wirklichkeit des Krieges gestaltet! Die Urgewalt des Erlebens zerstört die subalterne Haltung des Autodidakten vor der geschichtlichen Form der Dichtung. War sie auch nicht tiefer verwurzelt, sie hinderte ihn doch, schöpferisches Erleben vollwertig zu gestalten. Befreit von jedem hemmenden Moment empfängt er nun aus dem Chaos der neuen Wirklichkeit das Gesetz jedes Ausdrucks. Keiner der Kriegsdichter erfährt durch den Krieg eine so starke Beeinflussung wie er, der Arbeiter der Schmiede und Hütte, versteht wie er seine Sprache, die Sprache entfesselter Kräfte. Das ist Sprache geballter Industriezentren, wie er sie an der Ruhr erlebt, nur unheimlicher, chaotischer durch die Entfesselung von Kräften, die vordem „in ein Rohr" gepreßt [115]), in einem Stückchen Eisen ihre Energie verbargen [116]). Unwillkürlich verdeutlicht er das Erlebnis der Schlacht im Bilde der Kesselschmiede. „Der Gewehre Schießen ist das schnelle Klopfen vieler kleiner Hämmer, der Maschinengewehre Knattern ist der Ton der Luftdruckstemmer". Das Zersprengen jeder Mine ist „das Stampfen einer großen Nietmaschine". Und die Generäle sind die Ingenieure, „die durch dünne Drähte lenken erzbewährte Kämpferchöre" [117]). Gewiß ist der Vergleich zunächst noch äußerlich, mechanisch, doch wertvoll ist an sich schon der Versuch, die Schlacht, das Schlachtfeld zu verdeutlichen mit Mitteln, die zum mindesten einer sehr verwandten Welt entstammen. Jedenfalls ist die hindernde Ehrfurcht vor dem traditionellen Form- und Sprachbegriff geschwunden, alles Epigonenhafte zerstört, in ihm die mehr oder weniger klare Erkenntnis gereift, daß ein schöpferisches Erlebnis nur aus der ihm eigentümlichen Welt gestaltet werden kann. Und da die Welt der Schlachten ihr Spiegelbild in seiner Eigenwelt, der Welt moderner Industrie anscheinend findet, gebraucht er plötzlich, wie aus langem Schlaf erwacht, Wort, Bild und Rhythmus seiner Eigenwelt. An einem Stück-

113) vgl. dazu „Abglanz des Lebens" u. „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 14/21, S. 25/28.
114) z. B. in „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 53, 56 u. „Deutschland", S. 22.
115) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 30.
116) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 38 u. „Deutschland", S. 33.
117) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 53.

chen Eisen erlebt er letzte Ursache des grauenvollen Wütens, an ihm symbolisiert sich das Geschehen der Jahrzehnte. Seinem Vorwurf „Du Eisen, Eisen! bist an allem schuld!“ antwortet das kleine Stückchen Eisen: „Ihr seid — ich bin! Ihr habt mich ja zu Eurem Gott gemacht!“ Keine Antwort weiß er zu geben, sieht nur „voll Grauen der Maschinen Schlacht; Geschütze, Gase, Minen, prall voll Totbegier“. Verzweifelt schreit er auf: „Wir sind die Herren! Maschinen; Knechte ihr!“ Mag er es noch so laut, gebietend rufen, damit gesteht er den „satanischen Triumpf“ des Eisens [118]), der Maschine über den Menschen schließlich doch ein:

„Das Eisen brauste auf, wuchs, schwoll in glühndem Drang,
wie Lavaflut ein Feuereisenstrom mich übergoß und mich verschlang.“[119])

So sehr auch anfangs die Identität beider Welten hingenommen, die Gestaltung dementsprechend bis in die äußere Wortform bestimmt wird, übersieht er doch nicht den wesentlichen Unterschied ihrer wirkenden Kräfte. Er will sehen, „wie ein Kanonenrohr wird, die Granate sehn, die platzend zerklirrt“ [120]). Klarer erkennt er, daß die Welt der Industrie von einer formenden, die Welt des Krieges von einer zerstörenden Tendenz beherrscht wird. Je bewußter er dieses erlebt, umso selbständiger wird auch Wort, Bild und Rhythmus seines Kriegserlebnisses. Die Welt des Krieges wird vollgültig in der ihr eigentümlichen Weise gestaltet [121]). Wort und Bild der Eigenwelt dünken ihm nun zu schwach, ja im Grunde von einer gegensätzlichen Tendenz bestimmt. Die zerstörende Tendenz macht sich wirksam bis in die formale Gestaltung hinein. Verszeile, Strophen lösen sich auf, Bilder werden von innen zerstört.

„Minenstollen voll Dynamit krepierten, daß Graben und Feld
entsetzt zum Himmel sprang. Die Berge hüpften, als käme das
[Ende der Welt.“ [122])

Am stärksten wirkt sich die zerstörende Kraft im Landschaftsbild aus, das immer von neuem zerstörter sich ändert. Verzweifelte Stimmung findet im Bilde der sich auflösenden Landschaft symbolhaften Ausdruck. Wo ist auch noch Halt, wenn die Minen, Granaten selbst das uns Feste, die Erde, zerhämmern, zerschlagen, zerwühlen, „die Felder und Wiesen zerreißen“ und „die göttlich hehren Wälder zerbeißen“? [123]) Die Erde, einst dem Auge ein Labsal, „war vom Aussatz

---

[118]) Cysarz s. oben S. 15.
[119]) „Deutschland“, S. 33.
[120]) „Deutschland“, S. 84.
[121]) vgl. z. B. in „Deutschland“ — „Der eiserne Hauptmann“, S. 4—8, „Gefreiter Cöhnen“, S. 9—12, „Der Flieger“, S. 19.
[122]) „Deutschland“, S. 4.
[123]) ebenda, S. 19.

des Krieges zerfressen, lag blutend, zerfetzt und wund“ [124]). Alles, was langsam in tausenden Jahren geworden, geformt, wird in Sekunden entformt und zerstört. In jedem verbalen Ausdruck sucht er die unheimlich zerstörende Kraft zu verdeutlichen; die Vorsilbe Zer wird die unentbehrliche Silbe des Verbs: zerspringen, zersplittern, zerspalten, zerhämmern, zerschlagen, zerreißen, zerbeißen, zerwühlen, zerstäuben, zerfetzen [125]). Überall ein echtes Bemühen, die Wirklichkeit des Krieges, das Erlebnis dieser Wirklichkeit wesentlich zu gestalten. Im Kriege, durch ihn ist er zum Dichter gereift, ist ihm die fruchtbare Erkenntnis zuteil geworden, daß jedes schöpferische Erlebnis vollgültig nur aus der ihm eigentümlichen Welt gestaltet werden kann. Und so wie es Minuten und Stunden der stillen Besinnung, der Ruhe inmitten des Wütens zerstörender Kräfte gibt, finden wir auch inmitten erschütternder, grauender Verse Gedichte seligen Glücks. „O wie lächelt das Land!“ als er verwundet in die Heimat zurückkehrt und staunenden Blickes gewahrt, wie

„Schwalben im Blauen, in den Blumen die Bienen,
und auf den leuchtenden Wellen wandert ein singendes Schiff.“ [126])

Das Heimweh der toten Soldaten verdichtet sich innig im Wort. Wenn es Abend wird, entsteigen die Toten den Gräbern und Grüften und schweben „über zerschossene Städte, über verwüstete Felder, über noch kämpfende Heere“ der Heimat zu [127]). Und senken sich nieder am Rande des Waldes:

„Selige Bewegung ausbreitender Arme; segnende Hände
streicheln nickende Ähren, beugende Nacken senken Gesichter,
schmerzlichen Glückes voll, in die Flut der Halme,
führen wildblühender Blumen leuchtendes Rot und Blau an [ihre blassen Lippen.
Knien, die Arme gestreckt dem goldenen Reichtum des Lebens,
im blühenden Klee.“ [128])

„Fühlend, daß jeder Halm, jeder Baum aus ihrem Blute erwächst.“ [129]) Was immer auch in verzweifelten Stunden, in stillen Minuten schöpferisches Erlebnis ihm wird, wächst wie das Leben in Rhythmus und Sprache, wird wie die Blume aus Letztem gestaltet. Das hohe Gebot, jedes Erlebnis in wesenhaftem Ausdrucke zu gestalten, sucht er immer wieder, treu zu erfüllen.

---

[124]) ebenda, S. 65.
[125]) „Herz! Aufglühe dein Blut“, S. 50, 55, 56 und „Deutschland“, S. 4 u. 19.
[126]) „Herz! Aufglühe dein Blut“, S. 79.
[127]) ebenda, S. 81.
[128]) ebenda, S. 81/82.
[129]) ebenda, S. 82.

III. Die Wirklichkeit des Krieges.

1. Die Herrschaft der technisch-ökonomisch-organisatorischen Gewalten über den Menschen.

Worin jedoch besteht die Wirklichkeit dieses Krieges, die eine so entscheidende Wandlung, ein so plötzliches Reifen in einem Menschen hervorrufen kann? Es ist nach Cysarz das Erleben einer ungeahnten Entscheidungsschlacht „zwischen den technisch-ökonomisch-organisatorischen Gewalten und den menschlichen Geistes- und Herzenskräften“ [130]).

Schon die Ursache des Krieges, des Weltenbrandes wird ja schlechthin geboren aus diesem Entscheidungskampfe. Edlen Sinnes strebt der Mensch, sich der beengenden Fesseln zu entledigen, das Leben freier und schön zu gestalten. In der Freude des Fortschritts gewahrt er nicht jene funktionale Beziehung der mechanisierten Kräfte zu allem Leben, d. h. die sich steigernde Einbuße an gesundem Leben bei fortschreitender Mechanisierung der Welt, erkennt er nicht den Degenerationsprozeß, der allen kulturellen, zivilisatorischen Fortschritt durchfiebert. Mag dieser Prozeß vor allem in der physischen Welt deutlich wahrnehmbar sein, folgenreicher wirkt er sich aus in der Haltung des Menschen.

Kühnste Träume verwirklicht der sinnende Geist; hoch in den Lüften, tief in den Meeren gebietet sein Wille. Stolz empfindet er den Triumpf, daß die Maschine alles schafft, wie er es gebietet [131]). Kühner und kühner wird sein Streben, bis daß es zuletzt ehrfurchtslos und anmaßend in die Sphäre ewiger Schöpfung greift:

> „Und zerbräch diese Erde, loderten aus den Spalten des Erdkerns Flammen — wir Werkleute all, wir schmiedeten sie wieder mit stählernen Ringen aus Trägern und Schienen zusammen.“ [132])

Prometheus' Haltung wird des Menschen Haltung, das Werk des Menschen entscheidet für die Gestaltung seines Lebens. Alles, was der Ewige ihm schenkt, zerstört der Mensch, vergißt er bald, ohne zu ahnen, welchen Schaden er dadurch erleidet. In schwerer Stunde offenbart ihm Gott:

> „Du aber machtest Dir Blumen aus Stoff und buntem Papier.
> Mit tausend elektrischen Lampen verdrängtest die Sterne Du Dir.
> Du preßtest der Rose Glut Dir in Tropfen —, stellst sie in
> [Fläschchen auf Deinen Tisch,
> verbranntest die Wälder, — vertriebst die Vögel, — und darum
> vergaßest Du mich.“ [133])

[130]) Cysarz s. oben S. 13.
[131]) „Deutschland“, S. 85.
[132]) ebenda, S. 91.
[133]) ebenda, S. 115/116.

Die technisch-ökonomisch-organisatorischen Gewalten entwurzeln den Menschen aus der metaphysischen Ordnung, suchen sein Leben und seine Haltung zu bestimmen, ihn glauben zu lassen, endlich durch sich selbst „fest zu stehen“ [134]). Sie materialisieren die überlieferten Werte, erziehen, kaum merklich, zu einer materialistischen Lebenshaltung. So gesteht z. B. das Eisen seine Schuld am Kriege ein mit der Begründung, daß ja der Mensch es zu seinem Gotte gemacht [135]). Mit der Mechanisierung, Technisierung der Welt vollzieht sich somit zum Fluche des Menschen zugleich die Entgöttlichung, Entseelung, Materialisierung des Lebens.

Mag auch anfangs die Hoffnung des Menschen, durch die Mechanisierung der Welt das unberechenbare Leben rationeller und glücklicher zu gestalten, sich anscheinend erfüllen, bald wird es jedoch stärker offenbar, daß der Mensch, der die Maschine zu seinem Dienste ersonnen, ihr untertäniger ist denn sie ihm. Er wird hineingerissen in den turbulenten Lauf der Entwicklung, den er eingeleitet und zuletzt nicht mehr zu dirigieren vermag. Ja, er verfällt immer stärker der Eigengesetzlichkeit, die der Struktur dieses Strebens zugrunde liegt, bis daß schließlich diese Eigengesetzlichkeit das gestaltende Prinzip der Geschichte wird. In ihrer Auswirkung wird sie gekennzeichnet durch den Imperialismus. Industriestaaten entstehen und wachsen, bedürfen zu ihrer Existenz und zu weiterem Wachstum immer neuer Objekte. Die Welt wird zu klein, der Rohstoffvorrat begrenzt, die Staaten und Völker dagegen immer expansiver, begehrender in ihrer Lebenskraft. Nicht Willkür, machtpolitische Erwägungen bestimmen ausschlaggebend den Imperialismus, der sich immer schneller zu einem unheimlichen Existenzkampf auswächst, sondern die ihm innewohnende Notwendigkeit, das ihm innewohnende Gesetz stärkster Lebenskraft:

> „Es muß so sein. Es wächst wie Gras und Baum
> der Menschheit strebend Volk sich hin zum Licht;
> zwei gleiche Bäume stehn zusammen nicht,
> der eine frißt des anderen Licht und Raum.“ [136])

Wo der Imperialismus der Völker nicht durch eine höhere Vernunft geordnet wird, muß es notwendig zu einem gewaltsamen Kampfe kommen, wird der Krieg die unausbleibliche Folge sein. An höherer Vernunft aber mangelt es der entgöttlichten, entseelten Menschheit, in der das ungehemmte Streben nach Mechanisierung, Technisierung des Lebens das gestaltende Prinzip ist. Im Erlebnis der Schlachten wird diese Erkenntnis dem Dichter zu intuitiver Gewißheit.

Der Krieg wächst sich immer stärker zu einem alles Leben aufwühlenden, ja zerstörenden Ereignis aus. Bis in die letzten Fragen

134) „Herz! Aufglühe dein Blut“, S. 18.
135) „Deutschland“, S. 33.
136) „Herz! Aufglühe dein Blut!“, S. 44.

menschlichen Lebens vollzieht sich seine Wirkung. Irre an Gott, an allem Leben kann der Soldat „nicht mehr fluchen, kann nicht mehr beten“ [137]). Mit letzter Verzweiflung preist er noch glücklich den Samen, „der im Mann noch begraben und alle Kinder, die niemals zur Erde kamen, glücklich, weil sie nicht sind!“ [138]) Klarer wird es dem Dichter, daß dieses Morden sich nicht mit diplomatischen, persönlichen Zufälligkeiten begründen, sich nicht mit bloßer Verletzung der Ehre rechtfertigen läßt. Tiefer muß die Begründung schon wurzeln, soll dieser Krieg nicht chaotischem Wahnsinne gleichen. In metaphysischen Tiefen findet er letzte Begründung: der Geist unserer Zeit, die Entwicklung der Menschheit ist am Kriege alleine nur schuld. „Alle Menschen sollen sterben, weil wir trotz jahrtausendaltem Geist, aller Not, aller Liebe noch immer nichts taugen“ [139]), weil das Eisen wir zu unserem Gott gemacht [140]), weil die technisch-ökonomisch-organisatorischen Gewalten uns Menschen, die Schöpfer der Werke, uns Ebenbild Gottes beherrschen. Gott aber läßt nicht ungestraft seine ehernen Normen vergessen [141]). Mit der Folge eines Naturgesetzes eilt die Entwicklung der Katastrophe entgegen, entfacht sie die Flamme des Krieges. Der Mensch muß bekennen, schuldlos-schuldig am Kriege zu sein, im Krieg sein gerechtes Schicksal zu finden. Was soll ihm die belanglose Frage, wer denn letzten Endes den Krieg entfacht? Die Menschheit ist es ja selber, verfallen der tragischen Schuld.

Im stolzen Bewußtsein sucht der schaffende Mensch, die Materie und ihre verborgenen Kräfte seinen Zwecken dienstbar zu machen. Doch im Laufe der Entwicklung muß er erfahren, daß er nicht nur die Herrschaft über die technisch-ökonomisch-organisatorischen Gewalten verloren hat, sondern, daß diese sich gegen ihn wenden, ihn zu vernichten drohen, ja ihn zwingen, sich ihrer zu bedienen nicht zum Frieden der Welt, sondern zur Vernichtung blühenden Lebens. Auf den Schlachtfeldern brechen die entfesselten Gewalten über ihn herein, erschüttern sie in ihrer sprengenden Dynamik die Grundfesten uralter Erde, zerschmettern sie im Feuer der Artillerie die Menschen, die Felder, „alles was lebt und blüht, daß es zuckend zerfetzt in die bebenden Lüfte sprüht“ [142]). Wo einer sich „eingewühlt in der Erde Tiefen im Dunkel der Höhlen wähnt sicheren Schutz“ [143]), krepiert die Granate und läßt Zerstörung zurück. „Wir arme Soldaten! wir haben im Kriege kein sicheres Haus. Aus unseren Höhlen jagen uns die Grana-

---

137) „Deutschland“, S. 19.
138) ebenda, S. 20.
139) ebenda, S. 19.
140) ebenda, S. 33.
141) ebenda, S. 114/117.
142) „Herz! Aufglühe dein Blut“, S. 55.
143) ebenda, S. 56.

ten heraus.“ [144]) „Umgiert von fressendem Tod“ [145]) preßt sich verzweifelt der Mensch in der Erde Schoß, wagt nach Sekunden, die wie Ewigkeit währen, die Augen zu heben, um gleich wieder von Entsetzen gepackt sich tiefer in die Erde zu bohren, indes „breitmäulig“ [146]) der Tod über ihn herjagt, „Giftgeifertropfen“ [146]) ihm sendet, „daß Graben und Feld entsetzt zum Himmel sprang“ [147]) und ein Mensch auffliegt in die Lüfte [148]). Fassungslos starrt der Mensch in das blutdurchtränkte Chaos, das immer von neuem über die Landschaft, über die Menschen sich breitet. Der Zauberer, der die alles vernichtenden Gewalten geschaffen, ist entsetzt über die Wirkung, findet nicht mehr das Wort, nicht mehr die Kraft, sie zu bannen. In aller persönlichen Tatkraft muß er sich diesen Gewalten beugen, in ihnen den unsichtbaren Feind achten und im Trommelfeuer ihre zermürbende Wirkung über sich ergehen lassen.

„Ach, gäb es einmal den Befehl zu stürmen
auf allen Linien, daß es weiterging,
bis sich um Festungsmauern, Panzertürmen
fest schlösse unsrer Glieder Eisenring.
Daß wir den Feind in offner Feldschlacht sehn
und einmal könnten auf das Ganze gehn.“ [149])

Doch den Befehl zu stürmen gibt es nur selten, nur dann, wenn durch das Artilleriefeuer, durch das Trommelfeuer die Stellung des Gegners zerschossen, der Gegner getötet oder völlig zermürbt, sich einem Angriff nicht widersetzen mehr kann. Nicht mehr persönliche Tapferkeit, tollkühnes Stürmen entscheiden letzten Endes den Kampf, sondern Granaten und Kugeln vom besten Material. Der Krieg hat sich wesentlich zu einem Materialkrieg gewandelt. In der „Champagneschlacht“ entscheidet nicht Sturmkraft den Kampf, sondern schwere Artillerie und Maschinengewehr [150]). Wie weit der Mensch doch von bestimmendem Einfluß sein kann, werden wir später ersehen.

Nur wer die technisch-ökonomisch-organisatorischen Gewalten am besten zu nutzen, im Kampf zu verwerten versteht, wird den Gegner schließlich zermürben und den Sieg sicher erringen. Dieses Ziel zu erreichen, bedarf es nicht nur des regen Eifers der militärischen und staatlichen Vertreter, sondern der stärksten Mitarbeit des ganzen Volkes. Seine körperlichen, wirtschaftlichen, geistigen, seelischen Kräfte haben nur dem einen Ziele zu dienen, den Gegner zu vernichten. Der Krieg, der in früheren Jahrhunderten das Leben eines Staates und seiner Untertanen nur peripher berührte, in seinen Wirkungen sich

144) „Deutschland“, S. 18.
145) „Herz! Aufglühe dein Blut“, S. 55.
146) ebenda, S. 93.
147) „Deutschland“, S. 4.
148) „Herz! Aufglühe dein Blut“, S. 93.
149) ebenda, S. 50.
150) ebenda, S. 49/52.

wesentlich auf die Armee beschränkte, entwickelt sich immer stärker zum Entscheidungskampf um die Existenz eines Staates und Volkes, entwickelt sich zum totalen Krieg überhaupt. Schon zu Anfang des Krieges erlebt der Dichter die neuartige Struktur und gibt ihr selbstverständlichen Ausdruck. Alles Leben daheim ist stetig von dem Gedanken des Krieges durchdrungen:

„Uns ist in jedem Trank, der in die Becher fließt,
als tränken wir das Blut, das ihr um uns vergießt." [151])

Frauen überwinden das Leid, die Sorge um ihre kämpfenden Männer. Statt „seufzend mit leeren Händen zu stehn", gehen sie Tag für Tag in die Fabriken, „Granaten zu drehn", „stehn Schulter an Schulter unsichtbar neben" [152]) ihren Männern in der Schlacht, sie zu schützen mit ihren arbeitsdurchfurchten Händen. Auf die Bitte eines Soldaten: „Frau verlaß du uns nicht, sonst schlagen die Feinde uns tot", antwortet sie schlicht: „Soldat, wir tun unsere Pflicht bis an das Ende der Not!" [153]) Die starke Anteilnahme und Mitarbeit der Heimat ist für den Soldaten der Front beglückendes Gefühl, stärkt ihn, tröstet ihn in einsamer Not. Zur nächtlichen Stunde sieht er,

„wie Werkleute stehn an der Hochöfen Gezisch,
am Webstuhl, am Amboß, am Arbeitstisch" [154]),

sich rastlos mühen für Deutschland. Fronten und Heimat, alles opfert sich willig dem Kampf um die Freiheit. Der Wille, die eiserne Haltung der grauen Soldaten, die wie „Stahl und Stein" [155]) allen Sturm überstehn, erzeugt auch in den Daheimgebliebenen, selbst in den toten Dingen heilige Kraft. Zufrieden glaubt schon der Feind, der in erdrückender Übermacht, alles Gold, Brot, „Reichtum, Menschen, Eisen, Kupfer und Stahl" [156]) und rundum die Erde besitzt, uns müde „gehetzt, mit Hunger geschwächt, mit Geschossen zerkämpft und mit Gasen erstickt" [156]), Deutschland besiegt zu haben. Wohl ist die Zahl der Menschen begrenzt, der Vorrat an Rohstoff beschränkt, ja es mangelt daran, doch eines besitzt dieses Land, was ewig geheimnisvoll und wunderbar bleibt: Aus den Körpern der grauen, der „jesusstarken Soldaten" [157]) drängt sich ein Strom von Kraft in die Geschütze, in die Gewehre,

„Sucht sich durch Eisenbahnschienen den Weg nach Deutschland, füllt
[es mit schwingender Schwere.

151) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 27.
152) „Deutschland", S. 31.
153) ebenda, S. 32.
154) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 48.
155) ebenda, S. 51.
156) „Deutschland", S. 80.
157) ebenda, S. 80.

Holz, Eisen, Stein, die toten Dinge werden von ihm gesucht, umfaßt und umflutet,
Bis daß die Kraft der Soldaten das Land, wie ein Leib, durchglüht und durchblutet." [158])

Selbst das Geld wird durchflutet von diesem Strom, wandelt sich willig in eherne Kraft, zu schützen das deutsche Land [159]).

Alles für Deutschland beten die toten Soldaten, die kämpfenden Heere, betet die Heimat, die tote Materie, und doch gibt es Menschen „verfluchte Krämerseelen im Land" [160]), die in diesem Kampfe um Sein oder Nichtsein des deutschen Landes und Volkes „Gold aus Herzblut münzen, aus Tränen Reichtumstand" [161]). Die kämpfenden und die toten Soldaten fühlen es stärker, wie dadurch die Verteidigung geschwächt, die geschlossene Front des Volkes zersetzt wird. Der Urlauber, eben dem sicheren Tode entronnen, will nicht länger daheim das traurige Theater ansehn, „wie vor Schinken und Gänse die Reichen, — die Armen um Steckrüben stehen" [162]). Er begreift nicht die Unvernunft, die Brutalität dieser Menschen. Während er jeden Augenblick auch für sie sein Leben opfert, verdienen sie an seinem Opfertode und lassen seine Familie verhungern. Verbittert wünscht er von Ludendorff nur den einen Befehl an die Soldaten der Front:

„Nach Deutschland! Marsch!
Jetzt säubern wir vom Krämerpack das ganze deutsche Reich!" [163])

Die toten Soldaten, die berechtigten Richter über alles, was im Kriege geschieht, danken und trösten die Armen, die sich für Deutschlands Glück opfern, doch die Krämerseelen möchten sie erwürgen, ihnen zeigen einen Traum, „wie sie als Leichen faulen an einem Galgenbaum" [164]).

2. *Die heroische Größe des unbekannten Soldaten.*

Irgendwie wird alles Leben, alle Erscheinung vom Kriege erfaßt, doch am stärksten erleidet der Mensch in seiner Existenz die erschütternde Wirkung. Nicht nur gestaltet der Mensch die zerstörenden Gewalten, er selber muß sich ihrer im Angesichte des Gegners bedienen, um diesen damit zu vernichten. Je stärker aber der Mensch der kulturellen, zivilisatorischen Entwicklung verpflichtet ist, umso

158) Deutschland, S. 80.
159) ebenda, S. 81.
160) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 103.
161) ebenda, S. 103.
162) „Deutschland", S. 127.
163) ebenda, S. 127.
164) „Herz! Aufglühe dein Blut", S. 103.

feinnerviger wird er allen Schrecken des Lebens gegenüber. Aus seiner durch die Entwicklung bedingten Haltung heraus sträubt er sich, gewaltsam zu töten. Doch die Situation des Kampfes zwingt immer von neuem ihm die Entscheidung auf, zu töten oder zu sterben. Er muß wider Willen sichtbarer Mörder werden. Bei der metaphysischen Entwurzelung besteht die Gefahr, daß „die Menschen vertieren“ [165]) und Gottes Ebenbild verlieren in „wahnsinnig verbissener Leidenschaft“, ja, daß sie töten, auf Menschen ruhig zielen, „als würd nur mit ledernen Puppen gespielt.“ [166]) Der Dichter entgeht der Gefahr, wird seine Haltung doch ebenso von religiösen und sittlichen Momenten bestimmt. Nur aus der Situation des Kampfes vermag er zu töten, doch auch dann bittet er aus unbestimmbarem Schuldgefühl:

„Du mußt nicht böse sein, daß ich dich schoß:
ich bin dein Bruder ja, bin dein Genoß.“ [167])

Unfaßbar bleibt ihm zwar, warum er seinen Bruder mordet, morden muß, obgleich sie doch durch eines Gottes Blut erlöst. „Was ist es denn, was uns zu töten heißt?“ [168]) Nur die Ahnung, daß über ihm ein ewiges Gesetz mag walten, das auch vielleicht ihn zwingt, zu großem Leid noch größeres durch immer neuen Mord zu häufen, bewahrt ihn vor Verzweifelung wie vor der Frivolität des Mörders. Einer unsichtbaren Macht fühlt er sich untergeordnet. Er, der Schöpfer der technisch-ökonomisch-organisatorischen Gewalten, muß mit seinen ersonnenen Mitteln gegen seinen Willen das Leben zerstören, die Menschen, sich selber vernichten, bis daß

„aus ihrer Augen stumpfem Stieren
weint tränenlos der Menschheit Leid.“ [169])

Der stolze Mensch erlebt in unsäglichem Leid sich wieder als ein unbedeutendes Geschöpf, das nur von Gott erlöst kann werden. In den Materialschlachten wird dies deutlich offenbar. Vor dem „hohnlachend knatternden Schrei“ der Maschinengewehre [170]), vor des „Trommelfeuers Höllenrachenschrei“ wühlt er sich entsetzt in die Erde hinein, erhebt er nach langen Minuten das „unmenschlich verzerrte Gesicht“ [171]), betet mit stockendem Herzschlag: „Kraft Gottes verlasse uns nicht!“ [172]) Ein Volk, ein Heer, die Gruppe im Schützengraben, im Granattrichter erleben alle gemeinsam den Kampf, doch in den Minuten, Stunden, Tagen des Grauens sind alle verlassen. „Freund

165) „Deutschland“, S. 20.
166) „Herz! Aufglühe dein Blut“, S. 62.
167) ebenda, S. 43.
168) ebenda, S. 43.
169) „Deutschland“, S. 13.
170) ebenda, S. 4.
171) ebenda, S. 4.
172) ebenda, S. 4.

stand bei Freund. — Und jeder war allein.“ [173]) In schrecklicher Einsamkeit, von Explosionen umtobt erstarrt der Mensch zu einem hilfslosen Geschöpf, bettelt und bittet nur noch um Erdbeben, tiefe Nacht [174]). Die Gebete, sonst ein erlösendes Mittel aus trostloser Not, sind tot, haben für ihn keine Macht [175]). Selbst in den Nächten nach den Schlachten bangt und zittert die Kreatur, erwartet sie augenblicks ihren Tod. Doch das Zögern steilt sich wie ein Deich,

„dahinter braust ein Meer von Schmerz und Weh.
Wir hocken, wartend, todesahnungsreich.“ [176])

Von Gott, von allen verlassen, erlebt er das kreatürliche Sein. So stark ist dies Erlebnis im Dichter, daß er innerhalb eines Gedichtes plötzlich von der Wir- in die Ich-Form übergeht, symbolhaft so zeigend, daß das Grauen den Einzelmenschen einsam umschließt:

„Wir lagen unter Schollen erdgepreßt,
ich fühlt die Last der Erde mich umschmiegen,
sie preßte hart aus mir des Blutes Rest.
In meinen Augen schossen Flammenbogen,
mir war, als riß die Lunge sich entzwei;
mein Schädel barst — Als ich herausgezogen —
da trug man einen Toten mir vorbei.“ [177])

Das Schlachtfeld wird zu dauerwährendem Schrecken, zu einem „Höllenpfuhl“ [178]), zur Erde, die vom „Aussatz des Krieges zerfressen, blutend zerfetzt und wund“ [179]), zu einem „Blutgewühle“ [180]), dem keiner entrinnt. Durch „stinkige Gräben“ [180]) schleppen die Soldaten ihren Leib, wohnen ihre Seelen „im Sumpf ihrer verzweifelten Gefühle“ [180]), sich sehnend in die vom Tod unbedrohten Einsamkeiten.

„Verfluchen ihr Leben!
Verfluchen den Krieg!
Verfluchen den Sieg! Verzeihen
ihrer Mutter nicht den Tag der Geburt.“ [181])

In dem wirren Wahnsinnslied der Schlacht hört der Dichter immer nur zwei Worte: „Waffenstillstand — Friede“ [182]), äußert er nur einen Wunsch: „Friedensgott, o komme näher, du.“ [183]) Kein noch so blutiger Kampf löst ihn „aus des Traumes Schlingen, er hört das

---

173) „Herz! Aufglühe dein Blut“, S. 51.
174) ebenda, S. 56.
175) „Deutschland“, S. 18.
176) „Herz! Aufglühe dein Blut“, S. 64.
177) ebenda, S. 49.
178) „Herz! Aufglühe dein Blut!“ S. 94.
179) „Deutschland“, S. 65.
180) „Deutschland“, S. 19.
181) ebenda, S. 20.
182) „Herz! Aufgl. d. Bl.“, S. 94.
183) „Herz! Aufgl. d. Bl.“, S. 52.

Friedenslied die Kugeln singen“ [184]). Aus armzerquältem Herzen bittet er: „Herrgott, schick große Not, die allem Streit und Haß zwischen den Menschen ein Ende macht.“ [185])

Für die Heimat, das Vaterland zieht er hinaus, bereit, leicht und beschwingt das Leben für seine Freiheit zu opfern, nicht ahnend, was ihm bevorsteht. Im Wüten der Schlacht muß er bekennen, „wie ist uns doch so schwer das Vaterland“ [186]). Im Wüten der Schlacht aber darf er auch reicher erleben den Wert einer Heimat: „Vaterland, heilige Scholle, wer liebt dich, wie du es wert?“ [187]) Die Schrecken des Krieges künden wieder den Wert der natürlichen Ordnung. Aus dem Höllenpfuhl sehnt sich der Mensch zurück nach Heimat und den natürlichen Freuden und Sorgen des Lebens. Im Angesichte des Todes verklärt sich die Welt, offenbart sie durch alle Schrecken hindurch ihre schlichte, beseligende Schönheit [188]). Trotz der grausigsten Schlacht will die Lust des Geschöpfes nicht schweigen. Mitten im Höllenlärm gewahrt er in stillen Sekunden „hoch über Qualm und Gewühl“ [189]) eine jubilierende Lerche, lauscht ihr und

„hörte auf kein Kommando, nicht, wenn ein Schrapnell zersprang,
kein Schießen, kein Stürmen, kein Rufen — nur, daß
die Lerche sang.“ [190])

Beglückter empfing er nie das Erwachen des Frühlings denn im zerstörten, blutdurchtränkten Bilde der Landschaft! Selige und verlangende Lust des Geschöpfes durchzittert ihn, während grenzenloses Leid ihn erschüttert. Kehrt er für Tage heim aus dem Kriege, ist ihm, als wär er „im Meere der trauernden Menschheit eine leuchtende Insel von Glück“ [191]). Die Sinne, befreit vom schrecklichen Anblick und Schall, schauern in Andacht zu Gott, werden wieder gesund.

„Vater wird wieder Vater, Mutter, Brüder, Freund steht wieder auf;
und — o Gott beschwichtige mich: Das Weib, das Weib!
Streif ich eine Hüfte, faß ich eine Frauenhand, mir ist, als rührte ich
an deinen heiligen Leib.“ [192])

In den Schrecken des Krieges erlebt er die Ohnmacht des Geschöpfes, in den Schrecken des Krieges die Seligkeit des kreatürlichen Seins. Die natürliche Ordnung, die verachtend der Mensch im Triumph der Entwicklung beiseite geschoben, erlebt er wieder als kostbaren Besitz.

---

184) „Herz! Aufglühe dein Blut“, S. 95.
185) ebenda, S. 56.
186) ebenda, S. 50.
187) ebenda, S. 57.
188) „Herz! Aufgl. dein Blut“, S. 100.
189) „Deutschland“, S. 4.
190) „Herz! Aufgl. d. Blut“, S. 71.
191) ebenda, S. 80.
192) „Deutschland“, S. 67.

Das Heldische scheint in diesem Kriege unmöglich zu sein. Vor den entfesselten Gewalten wird sich der Mensch nur der Ohnmacht bewußt, sucht er im Schoße der Erde sich zu bergen, sein Leben zu retten. Und doch ist der Mensch dieses Krieges, der das kreatürliche Wesen stärker erlebt als je zuvor, ein Mensch heldischen Sinnes. Nur hat der Begriff des Heldischen sich entscheidend gewandelt, wird er wesentlich bestimmt durch die Haltung des Menschen gegenüber dem Schicksal.

Die entfesselten Gewalten gestatten selten die Entfaltung eines unmittelbar in Taten sich auswirkenden Mutes, zwingen aber den Menschen, entweder feige zu sein oder stetig in sich das Angstgefühl zu überwinden, ein ihn vernichtendes Schicksal mit eisernem Willen wenn nicht zu meistern, doch zu ertragen. Jünger, der entschlossene Stoßtruppführer, berichtet in seinen Erinnerungen, daß ihn immer wieder tiefe Angst befiel, daß er sich stetig mühen mußte, sie zu verbergen [193]). Was Jünger nach Jahren des Erlebnisses berichtet, bekennt der Dichter aus unmittelbarem Erleben. Vor Angst droht das wallende Herz zu zerspringen, aber im Ausdruck nimmt man keine Spur dieses inneren Zustandes wahr. Der immerwährende innere Kampf in jedem, in allen der feldgrauen Krieger, formt sich zuletzt in einzige Physiognomie aus, bestimmt als typenbildende Kraft das Antlitz des unbekannten Soldaten:

„Kein leuchtendes Auge, kein fiebriger Blick verriet,
was in den Seelen wühlt,
keine zuckenden Lippen, keine krause, keine glatte Stirn,
kein Wort klang Kunde aus dem klopfenden Herzen und dem
ewig werkenden Hirn." [194])

Diese sich ähnelnden Kämpfer werden getrieben „von Willen zu unmenschlicher Pflicht" [195]) „Es muß so sein" [196]). Mag irgendein feldgrauer Krieger einsam in einem Granatloch hocken, auch er ist „in Gott und Pflicht" [197]) gebannt, muß kämpfen bis alles zu Ende. Den entfesselten Gewalten enteilen durch Überlaufen und Flucht, durch verzweifeltes Flehen zu Gott bleibt letzthin vergeblich und fruchtlos. „Gott will ja: es wird gestorben. Und Sterben ist unsere Pflicht." [198]) Nicht durch überlieferte Erziehung hat sich dieses Pflichtbewußtsein in ihnen entwickelt, es entfaltet sich während des Krieges, reift im blutigen Kampfe. „Über Tod und über Blut" haben sie „den Weg zur Pflicht gefunden." [199]) „Jesustarke Soldaten" [200]) nennt sie der Dichter,

193) Jünger: „In Stahlgewittern", S. 17.
194) „Deutschland", S. 10.
195) „Deutschland", S. 66.
196) „Herz! Aufglühe usw.", S. 44.
197) „Deutschland", S. 28.
198) ebenda, S. 18.
199) „Herz! Aufglühe usw.", S. 69.
200) „Deutschland", S. 80.

„heilandsgleich“ [201]), die in Qual und Nöten ihr Leben opfern. Jeder von ihnen erträgt in heroischer Haltung unmenschliches Schicksal, stirbt als ein unbekannter Soldat. Dank und den Ruhm, als Helden bezeichnet zu werden, lehnen sie ab; fühlen sie sich der höchsten Güter doch reich:

„Wie Heilige wandern, im bestaubten Kleid,
barfuß und hungernd, doch vereint mit Gott,
so tragen sie des Lebens Glück und Leid
und fragen nicht nach Huldigung und Spott.“ [202])

Kehren sie für Tage in die Heimat, geistern sie wie Fremdlinge durch die Straßen, finden „nicht mehr den Weg zu den Menschen zurück“ [203]), in ein Leben nichtssagender Gesten und Worte. Sie kommen aus einer anderen Welt, wo das Allzumenschliche durch Leiden geläutert:

„Wir hassen nichts mehr, kennen keinen Neid, wissen nichts mehr
von Wollust und elenden Lügen,
uns kann der Teufel nicht mehr mit höllischen Listen betrügen,
wenn wir auch singend unsere Feinde töten, die wir wie böse
Brüder lieben,“ [204])

so ist das Gottes Gebot. Doch was ihnen das Leben in der Heimat unerträglich erst macht, ist die furchtbare Erkenntnis, daß Gottesgebot in diesem leichten und fröhlichen Leben zu Sünde, zu schreiendem Unrecht sich wandelt. Ihr Gewissen erträgt sie in dieser Atmosphäre nicht, sie drohen in tragischer Schuld zu erliegen. Wo eine Stunde Vergessen und Glück sie umfängt, schreit es plötzlich ihnen entgegen: „Brudermord! Brudermord!“ [205]) Ruhelos hasten sie durch die heimatlichen Gefilde, und wo immer einer ermattet niedersinkt,

„Bebt alle Kreatur in Heulen und Stöhnen auf:
Weg von uns, Verfluchter! Mörder! Fliehe! Lauf!
Lauf ohne Ende, Töter! — Deine Hand glänzt vom Bruderblut!
Du sangst beim Töten und Morden und dünktest dich groß
und gut.“ [206])

Wie von Erinnyen gepeitscht durchjagen sie gesenkten Blickes, nur um nicht mehr „zu sehen in eines Menschen Gesicht“ [207]), das Land ihrer Väter, das heilige Land, eilen zurück in das Feuer der Front, wo endlich wieder das Gewissen beruhigt und sicher sie leitet in ihrem Handeln und Morden. Furchtbar, für die Heimat alles geopfert zu haben und dann erkennen zu müssen, daß durch das unmenschliche Opfer

201) „Herz! Aufglühe usw.“, S. 99.
202) ebenda, S. 75.
203) „Deutschland“, S. 53.
204) „Herz! Aufglühe usw.“, S. 113.
205) „Deutschland“, S. 54.
206) ebenda, S. 57.
207) ebenda, S. 58.

sich der Mensch schuldig gemacht und er zur Strafe keine Stunde des Glücks in der Heimat verbringen mehr darf! Doch diese tragische Größe macht ihn unsterblich, unsterblich den unbekannten Soldaten, dem das Fronterlebnis zur Substanz seines Lebens geworden ist.

Wie, wenn aber all das Opfern sinnlos, sinnlos dieses Geschick? „O Gott, gib mir Kraft: deinen Sinn zu erfühlen!“ [208]) Der Glaube an die sinnvolle Ordnung alles Geschehens bewahrt unseren Dichter vor der Verzweiflung wie vor der Resignation. Er ahnt ja die Schuld des Menschen an dem Geschehen, sieht in dem Krieg ja die notwendige Folge der Verderbtheit des Menschengeschlechts. Schon früh deutet er darum den Krieg als eine Fügung Gottes, durch blutiges Leid den Menschen zu strafen und von der Sünde der Zeit zu erlösen [209]). So lange muß jeder den Weg des Leidens gehn, „bis daß das schwere Werk vollbracht und neu die Welt gereinigt“ [210]). Aus christlicher Tradition ist ihm die Erlösungsidee vertraut; neu ist an ihr, daß nicht mehr Gottessohn, sondern der Sünder sich opfert. Gottes Opfer wär auch vergeblich, nicht fühlbar genug dem Menschengeschlecht. Gott weiß es und opfert nicht mehr seinen eingeborenen Sohn, so sehr auch dieser bittet:

„Sieh, wie sich die Menschen hassen,
mich willst du nicht noch einmal kreuzigen lassen?“ [211])

Stärker wird es dem Menschen zur Gewißheit: „Eh ich nicht bin verdorben, erlöst Gott die Menschen nicht.“ [212]) Nicht nur sich opfern müssen die Menschen, sie müssen an sich selber das Opfer vollziehen. Die Soldaten werden zu „Henkersknechten“, „die kreuzigen die Menschenliebe“ [213]) einzig zu dem Zweck, uns alle zu erlösen, uns reif zu machen zur wahren Liebe. Und so lange die Schuld nicht gesühnt, die Menschen gereift,

„. . . . so lang noch muß Weib und Mann
den Weg des Leidens gehn,
bis über Tod und Not hinan
kommt groß das Auferstehn.“ [214])

„In Schlachtfeldmitten, wo die Hölle glutet“ [215]), läutert sich das Menschengeschlecht, reinigt es sich von seiner Schuld. Im Chaos erlebt es sehnsüchtig den Wert der natürlichen Ordnung, wird es wieder

---

208) „Deutschland“, S. 20.
209) „Herz! Aufglühe usw.“, S. 18/19.
210) ebenda, S. 70.
211) ebenda, S. 94.
212) „Deutschland“, S. 18.
213) „Herz! Aufglühe usw.“, S. 67.
214) ebenda, S. 70.
215) ebenda, S. 94.

demütig und fromm gegenüber dem ewig waltenden Schicksal. Gläubig ahnt es im Opfer den Weg zu einem besseren, schöneren Leben auf Erden. Nur in diesem Gedanken ertragen die Krieger ihr Schicksal, trösten die gefallenen Helden sich,

„auf unsern Leibern steht der Menschheit Fuß:
Sie schaut hinein ins neue Morgenrot." [216])

In immer neuen Variationen gestaltet der Dichter dieses Motiv. Vor allem wird ihm sein Volk durch das Opfer und Leiden erlöst, einer schöneren Zukunft entgegengeführt. Wohl weiß er, daß die sich opfernde Generation kaum teilhaben wird an dem schöneren Leben, doch tröstet er sich, ist es ihm völlig genug, daß seine Söhne und Töchter blühen in ein freieres Land [217]).

Der Gedanke an eine schönere Zukunft ist ihm, dem Arbeiter, ja von Herzen vertraut. Erstrebt er doch schon Jahrzehnte ein Leben, das von sozialer Gerechtigkeit bestimmt wird. Mit der Sehnsucht des Kriegers nach einem besseren, schöneren Leben vereinigt sich das inbrünstige Sehnen des Arbeiters nach einer gerechten Ordnung des Lebens. Keiner von all den Dichtern, die den Krieg besungen, kündet so gläubig und hoffend die schönere Zukunft nach all diesem Leid wie der Arbeiterdichter. „Nun wird unser Ziel! Unser wird, was wir im Rausche der Arbeit erkannt." [218]) Wie Lersch hofft auch Bröger, daß seine Söhne werden „zu den Vätern einer neuen Zeit", hört er, wie „tief unter allem Leid das Ahnen einer schöneren Zukunft rauscht" [219]). Und Barthel tröstet immer wieder die alten Frauen, die der Krieg arm und müde gemacht,

„daß fern ihrem Elend eine Ernte reift,
die prunkend in goldschweren Garben steht." [220])

Doch dieses inbrünstige Hoffen auf eine schönere Zukunft wird zuletzt nicht nur vom Arbeiter-Soldaten getragen, wird zuletzt getragen von allen, denen das Fronterlebnis zur Substanz ihres Lebens geworden ist. Symbolhaft offenbart es die neueste Geschichte. Der Frontsoldat Adolf Hitler gründet die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, der Stoßtruppführer und Leutnant der Reichswehr Ernst Jünger schreibt sein Buch „Vom Arbeiter". Beide bekunden damit, wie berechtigt das Streben des Arbeiters ist und bezeugen zugleich, daß im Frontkämpfer sich das Erlebnis einer echten Gemeinschaft immer stärker verwirklicht. Als Arbeiter, Student, als Beamter ziehen sie aus,

---

[216]) ebenda, S. 44.
[217]) „Deutschland", S. 23.
[218]) „Herz! Aufglühe usw.", S. 76.
[219]) Bröger: „Kamerad usw.", S. 46 und 29.
[220]) Barthel: „Freiheit", S. 65.

ohne sich jemals um einander gekümmert zu haben, ja jeder mit Vorurteil gegenüber dem anderen belastet. Als Soldaten sind sie gezwungen, miteinander zu leben, zu sterben, sich zu verstehen und endlich durch das gemeinsame Fronterlebnis sich als Kriegskameraden zu finden. Das Fronterlebnis zerstört jedes Vorurteil, überbrückt alle Klüfte, schweißt diese Menschen verschiedener Berufe und Stände zu echter Kameradschaft, Gemeinschaft zusammen. Wo immer Soldaten sich treffen, fühlen sie auch bei schweigendem Mund „den heiligen Bund“ [221]). Die Kameradschaft ist dem Dichter das ewige Erbe aus Kampf und Not.

„Mag ich in Wut und Haß dem Kriege grollen,
Euch, Brüdern, muß ich ewig Bruder sein!
Zerbreche, Krieg, verfalle Schützengraben!
Steh ewig, du mein Schwur:
Kamerad, was du nicht hast — das will auch ich nicht haben!“ [222])

Kameradschaft umschließt und durchpulst die Soldaten des Krieges, in ihr erleben sie „ein neues Glück von Gott und Vaterland“ [223]). Mit heißem Herzen ersehnen sie Gleiches für ihr zerrissenes Volk, fordern von ihm, statt mit schönen Worten ihnen zu danken, ihnen zu folgen zu echter Gemeinschaft [224]). Die Möglichkeit, durch ihr blutiges Opfer endlich die Volksgemeinschaft zu verwirklichen, heiligt ihnen den Krieg, macht ihn selbst für den Skeptiker sinnvoll. Er bleibt auch für den Dichter heilig und sinnvoll, als der Friede geschlossen und Deutschland versklavt und alles vergeblich schien [225]). Durch das Opfer an sich schon ist ihm der Krieg ja für alle Zeiten geheiligt:

„Und wenn der Krieg nicht heilig war
so heiligen ihn wir.“ [226])

Doch auch sinnvoll bleibt er ihm für sein Volk. Das Blut der Gefallenen bindet die echte Gemeinschaft der Frontgeneration, zu der sie sich durch das gemeinsame Fronterlebnis gefunden, für ewige Zeit, sodaß sie im Volke wie Sauerteig gärt, bis endlich das ganze Volk vom Geist der echten Gemeinschaft durchdrungen, bis endlich die Volksgemeinschaft verwirklicht für dauernde Zeit und damit sogleich die gesunde natürliche Ordnung des Lebens gewährleistet ist.

---

221) „Deutschland“, S. 47.
222) ebenda, S. 75.
223) „Herz! Aufglühe usw.“, S. 75.
224) ebenda, S. 75.
225) Cysarz glaubt in der Kriegsdichtung wahrzunehmen: „Kein Sieg, kein Sinn.“ in „Zur Geistesgesch. d. Weltkrieges“, S. 58.
226) „Deutschland“, S. 141.

Dritter Teil:

Die Nachkriegszeit.

I. Enttäuschung und Hoffnung.

1. Die Novemberrepublik.

In all den Tagen mörderischen Kampfes hat der Dichter immer wieder die eine heilige Stunde ersehnt, „wo wir, alle miteinander, feiern einen Friedenstag", hat er für all dieses Opfern und Bluten sich immer nur das eine schöne Geschenk erbeten, daß „alle Menschen, alle Brüder, teilen alles, gut und gern!" [1]) Was er beim Friedensschluß von Versailles aber erlebt, spottet seiner Sehnsucht und seinem Gebet, ist die Vernichtung Deutschlands. Verzweifelt kehrt er in die Werkwelt zurück, hoffnungslos. „Soviel hat nie ein Volk erkämpft" wie dieses deutsche [2]). Unbegreiflich bleibt ihm das Geschick. Der Schmerz um Deutschland läßt ihn alles vergessen, Vergangenheit und Zukunft, selbst das Erlebnis seiner proletarischen Situation.

Die Frage, ob das proletarische Schicksal, das Schicksal der Arbeiter sich gewandelt, berührt ihn nicht. Das schmerzliche Erlebnis des Zusammenbruchs und des Friedens läßt ihn überhaupt nicht daran denken. Auch ist er durch das Fronterlebnis noch so stark von dem Gefühle der Volksgemeinschaft umschlossen, daß ihm die besondere Situation des Arbeiters nicht mehr bewußt ist. Gleichgültig nimmt er die Kunde entgegen, daß die Monarchie in Deutschland gestürzt, die Republik ausgerufen worden sei. Wenigstens ist es ihm ein unwesentliches Erlebnis geblieben. Mit keinem bejahenden oder verneinenden Wort berichtet er über diesen den Arbeitern doch so entscheidenden Wandel. Nicht für dieses Ziel, nicht für die demokratische Freiheit hat er gekämpft, sondern für Deutschland, für die Existenz seines Volkes. Im Kampf um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes sind seine persönlichen Wünsche in dem einen Wunsch konzentriert: Alles für

[1]) „Deutschland", S. 139.
[2]) ebenda, S. 141.

Deutschland! Dank erwartet er nicht, ihm ist es selbstverständliche Pflicht, sich zu opfern. Niemals durchzuckt ihn der geheime Wunsch, diesen Kampf für sich, für den Arbeiter zu nutzen, durch diesen Kampf sich und den Arbeiter aus knechtischer Lage zu befreien, lang entbehrte Rechte vom Staat zu erpressen. Das Fronterlebnis hat das soziologische Erlebnis des Arbeiters assimiliert. Als Deutscher rückt er ins Feld, als Deutscher kehrt er zurück, nichts anderes im Sinn als sein Volk und sein Deutschland. Die Freiheit, die ihm, dem Arbeiter, in der Verfassung geschenkt wird, achtet er nicht ob des Schmerzes, den ihm das Schicksal des Volkes bereitet. Statt Hymnen auf Freiheit und Verfassung zu singen, stöhnt er aus grollendem Schmerz:

„Wir Volk! Uns ist die harte Hand
Noch hält das Schwert sie still. —
einst brechen wir die Macht im Land,
die uns versklaven will." [3])

Es ist dies eine bemerkenswerte Haltung, die kein anderer Arbeiterdichter am Ende des Krieges aufzeigt. Auch Bröger empfindet zwar die Schmach von Versailles, die graue Not seines Volkes.

„Noch bist du ganz zerrissen.
Aus hundert Wunden strömt dein Blut." [4])

In tiefer Liebe schenkt er sich dem Vaterlande, das „leer von Pracht und Glanz, zerschlagen gar, zerstoßen ganz" [5]), bittet er schlicht und rein:

„Nimm hin, mein Herz, ein schwaches Licht,
Das gläubig in das Dunkel spricht:
Heimat Du!" [6])

Aber trotzdem wird das Bekenntnis, „Deutschland muß immer und immer bestehn", „Deutschland stirbt nicht" [7]), von einer hoffnungsvollen Freude über die endlich gewonnene innerpolitische Freiheit getragen. Nun da er und damit der Arbeiter in den Staat eingeordnet, ja Träger des Staates geworden, wird ihm dieser Staat, die Republik zum Ausdruck seines ewigen Deutschlands. Inniger denn je ist er diesem Deutschland verbunden, glaubt er doch in ihm sein Ideal von Freiheit und sozialer Gerechtigkeit verwirklicht zu sehen.

„Auf Arbeit, Friede, Freiheit stehn die Tore
der neuen Zeit, die sich erfüllen soll." [8])

---

[3]) „Deutschland", S. 141.
[4]) Bröger: „Deutschland", S. 41.
[5]) Bröger: ebenda, S. 43.
[6]) Bröger: ebenda, S. 43.
[7]) Bröger: „Deutschland", S. 42 und 44.
[8]) Bröger: „Flamme", S. 7.

Entrüstet wehrt er allem Frevelmute, „der sich um neue Grenzen hetzt und rauft“ [9]). Alles Land, was deutsch gewesen, soll, muß deutsch bleiben, soll ungeschmälert „auf unsre Kinder kommen“ [10]). Bei Beginn des Krieges hat er gewiß schon stark seine Liebe zu Deutschland durch Wort und Tat bekundet, doch wir erinnern uns, daß er sie nicht so ungehemmt und frei, so mannigfaltig im Wort offenbart hat wie in seinen Nachkriegswerken „Flamme“ und „Deutschland“. Es ist nicht allein das große Unglück, die Schmach von Versailles, die ihn zu diesen Bekenntnissen drängt, es ist ebenso das beglückende Gefühl, in diesem Deutschland ein Stück seiner eben gewonnenen Freiheit, seinen ersehnten Staat zu verteidigen. Bei seiner Heimkehr aus dem Kriege gelobt er, sein ewiges Deutschland, das urdeutsche Land gegen alle Willkür zu schützen, gelobt er zugleich:

„Deutsche Republik, wir alle schwören:
Letzter Tropfen Blut soll dir gehören!“ [11])

Lersch kann mit dieser gewonnenen Freiheit nichts anfangen. Deutschlands Schicksal ist ihm einzig entscheidend, der Umsturz nur ein peripheres Ereignis, ein zufälliges Ergebnis die Republik. Während bei Bröger Staat und Volk, Republik und Deutschland zur Einheit verschmelzen, bleibt ihm der republikanische Staat von sekundärer Bedeutung, nicht wesentlich genug, den Wertgehalt Volk zu umschließen. Bröger wittert in jedem, der die Schwächen der Republik bloßstellt und brandmarkt, einen Feind der Freiheit, einen Feind jeder von echtem Sozialismus getragenen staatlichen Ordnung. Lersch geißelt die traurigen Zustände der Republik, brandmarkt ihre Repräsentanten, die in eigensüchtiger Gesinnung „die Stabilisierung der Versklavung“ betreiben [12]). Empört weigert er sich, dem Arbeiterstaate die 10%ige Lohnsteuer zu zahlen, „diese Fettonnen für die von allen Machthabern ausgebeutete Republik“ [13]). Zum Teufel wünscht er Reichstag, Tarif, Gewerkschaft und Funktionäre, die immer vom Arbeiter reden, aber aus Armut und Not ihn nimmer erlösen [14]). Staat und Republik und demokratische Formen sind eben nur wertvoll, soweit in ihnen das Wohl und Leben des Volkes bewahrt und immer wieder erstrebt wird. Aus diesem Grunde kann er sich später im Gegensatze zu Bröger leichter zum Programm der nationalsozialistischen Bewegung bekennen, vermag er ohne inneren Konflikt die republikanisch-demokratischen Formen zu missen.

---

[9]) Bröger: ebenda, S. 6.
[10]) Bröger: ebenda, S. 6.
[11]) Bröger: „Flamme“, S. 9.
[12]) „Mensch im Eisen“, S. 138.
[13]) ebenda, S. 124.
[14]) ebenda, S. 108.

So sehr Bröger auch die Demokratie, eine Republik erstrebt, niemals denkt er daran, während des Kampfes um Sein oder Nichtsein des Volkes diese Staatsform zu erpressen. Wohl fügt er Anfang des Krieges am Schluß seines wundervollen Gedichtes „Bekenntnis" mahnend hinzu, Deutschland möge es nie vergessen, daß in der höchsten Not sein ärmster Sohn auch sein getreuester war. Doch dieses „denk es, o Deutschland" ist eine aus bitterer Erfahrung gesprochene ernste Bitte, die gemeine Anklage, der Arbeiter sei ein vaterlandsloser Geselle, nicht mehr zu wiederholen [15]). Bei Barthel dagegen schwingt die stille Hoffnung, durch diesen Krieg auch das soziologische Problem des Arbeiters zu lösen, in all seinen Kriegsgedichten durch. Die Arbeiter, die ins Feld ziehen, sind die „Entketteten", die „aus der Knechtung aufgereckt" die „Freiheitslieder singen" [16]). „Freihei!t" nennt er die wesentliche Sammlung seiner Kriegsgedichte, Lersch dagegen die seine „Deutschland". Am Ende kämpft er zwar für Deutschland, aber für ein Deutschland des Proletariats.

„Im eignen Land der Sklaverei, der machen wir ein Ende,
Zur Faust, die alles niederzwingt, verwachsen unsre Hände.
Zu einer Faust, zu einem Schlag, zur Tat in allen Ländern:
Es gilt, die blutbefleckte Welt nach unserm Ziel zu ändern." [17])

Mit Pathos ruft er zum Kriege, nicht um Deutschland zu retten, es zu verteidigen gegen die Feinde, sondern im wesentlichen, um das revolutionäre Ziel zu verwirklichen. Im Schützengraben bangt er nicht um Deutschlands Zukunft, bangt er nur um jenes Ziel:

„O Brüder, die ihr um den Frieden ringt,
o würden unsre Träume wahr!" [18])

Als der Krieg beendet, bedrückt ihn kaum der Ausgang des vierjährigen Ringens. Verblutet auch Deutschland, sein Ziel ist erreicht: Die bürgerlich-kapitalistische Ordnung anscheinend gestürzt, das nationale Ethos durch ein internationales überwunden, alle ihm gefährliche Kraft zerstört, nur

„in den Himmel aufgerichtet,
unbezwungen, unvernichtet
ist das Proletariat!" [19])

2. *Das Leben als hoffnungsvolle Aufgabe.*

Während Barthel also in freudiger Hoffnung den neuen Tag beginnt, durch die veränderte Situation des Arbeiters von der quälenden

[15]) Bröger: „Kamerad, als wir marschierten", S. 3.
[16]) Barthel: „Freiheit", S. 3.
[17]) Barthel: „Arbeiterseele", S. 70.
[18]) Barthel: „Freiheit", S. 22.
[19]) Barthel: „Arbeiterseele", S. 92.

Frage nach dem Sinn dieses Krieges verschont bleibt, und auch Bröger in all dem Elend seines Volkes in dem neuen Erleben des Staates hoffnungsvollen Auftrieb findet, leidet Lersch das bittere Geschick seines Volkes, ohne Hoffnung und Trost. Ein Heldenkampf ohnegleichen und dann zuletzt doch die Versklavung seines Landes und Volkes! Diesen Widerspruch des Lebens vermag er noch nicht in seinem letzten Sinn zu begreifen. Einzig das harte Pflichtgefühl rettet ihn vorerst vor Verzweiflung und müder Resignation.

„Gradaus! Wir schauen nicht zurück!
Wir tun die bittre Pflicht
nur noch für unsrer Kinder Glück!“ [20])

Die aufgestaute Lebenskraft überwindet dann später auch die letzte Hemmung und führt ihn zurück in das Leben, in seine Werkwelt.

Über alles Leid und schmerzliches Erleben hinweg drängt und siegt doch zuletzt das Leben. Schon während des Krieges, des Kämpfens und Sterbens genießt er in freien Augenblicken alle Lust des Geschöpfes. Acker, Amboß und Hammer überströmt er mit seinem Eros, beseelt er und belebt er, daß aus ihrem Bilde ihm Lust und Freude entgegenquillt. Wo die Erinnerung an das Morden ihn traurig macht, ihn resignierend sprechen läßt: „Wir haben alle zum Sterben, doch nicht zum Leben den Mut“ [21]), da drängt alle verhaltene Lebenslust so stark hervor, daß er erschauernd in einem blühenden Baum sein Ebenbild sieht,

„stärker und größer als ich, aber nur Schein,
nur fließendes Licht,
in Eins gewoben in Stamm und Gezweig. Und seine Stimme spricht:
„Vater, mein Vater, fürchte dich nicht, daß du dich träumend verirrst,
ich bin dein Sohn, dessen Leib du noch zeugen wirst,
ich bin um dich, bin in dir, dich drückt meines Seins Gewalt
so lange schon, ich bitt dich, gib mir meine irdische Gestalt.“ [22])

So wird die Lebenslust, das Lebensverlangen konzentriert in dem einen Wunsch: Leben zu zeugen, dem eignen Leben sichtbar im Kinde Gestalt zu geben. Das ist nicht Trieb des Proleten, das ist Sehnen nach Menschsein, Geschöpfsein, nach Leben! Die Zeugung des Kindes wird ihm beglückendes, gestaltendes Erlebnis in den traurigen Nachkriegsjahren [23]). Schmiedet er, glaubt er, „zwischen Amboß und Feuer, zwischen Säulen und Wänden“ seine Kinder spielen zu sehn [24]). Neckisch erzählt er der Geliebten, wie er schon als Jüngling ihre „ungezeugten Kinderlein tanzen sah auf der schimmernden Fläche ....“ [25]). Aus dem

[20]) „Deutschland“, S. 141.
[21]) „Deutschland“, S. 59.
[22]) ebenda, S. 60.
[23]) „Mensch im Eisen“, S. 97/98.
[24]) „Mensch im Eisen“, S. 59.
[25]) ebenda, S. 59.

Dunkel dieser Tage leuchtet wie ein zukunftsfrohes Bild unseres Volkes sein seliges Dahinschreiten mit seinem schwangeren Weibe „hinaus aus dem Weltgrab der Städte, hinein in das klare Licht“ [26]). Jubelnd schaut er sein Weib „tragend in vollen Lenden ihr Kind“. Ergriffen in tiefer Andacht betet er da:

„Ewige Sonne, ewige Erde!
Segne diesen gesegneten Leib!
Allgegenwärtig Licht, durchstrahle, durchleuchte, durchblühe
Mutter und Kind!“ [27])

Mit freudiger Hoffnung erfüllt ihn der Gedanke, daß in diesem Kinde sich seine Sehnsucht nach dem höheren, besseren Menschen verwirklicht. Aus dem Fronterlebnis steigt ja die heiße Sehnsucht nach dem geläuterten Menschen empor. Im Schützengraben erlebt er ihn lebenswahr im Kameraden. Die Kameradschaft ist diesem neuen Menschen wesentliches Merkmal geworden, die Kameradschaft, die Liebe bestimmt sein Handeln und Tun:

„Es irrten meine Augen. Mein Herz Du irrst dich nicht.
Es hat ein jeder Toter des Bruders Angesicht.“ [28])

In Freund und Feind, in allen, die im Schützengraben, im Granatenloch hocken, glaubt der Dichter das gleiche Erlebnis der Kameradschaft wahrzunehmen. „Ein Regenbogen schwingt sich leuchtend übers Schlachtfeld. Krümmt aus jedem Schützengraben auf“, dem Dichter eindeutig das Symbol der großen Kameradschaft [29]). Im Glauben an diese Kameradschaft kehrt er zurück in die Heimat, um hier die bittere Tatsache zu erfahren, daß in der Wirklichkeit, fern den Schützengräben, bei Freund und Feind nur rücksichtsloser Eigennutz herrscht. Was er erfährt, erfahren sie alle, die in höchster Kameradschaft draußen gekämpft. Ihre letzte Hoffnung bleibt die Zukunft, das kommende Geschlecht. Von der aus ihrem Blute gezeugten Generation erhoffen sie, daß sie endlich die totale Wirklichkeit mit dem Kameradschaftsgeist ihrer Väter durchdringt. „Werdet ihr zu den Vätern einer neuen Zeit“, legt Bröger seinen Söhnen ans Herz [30]). In den kommenden Geschlechtern sieht auch Barthel erst das große Sehnen verwirklicht [31]). In hoffender Ungeduld erwartet darum unser Dichter sein Kind. Er weiß, dieses Kind und all seine Kinder „werden Jünglinge — Mädchen, brüderlich — schwesterlich“, werden als Kameraden nur leben, die „die glühende Fackel der Liebe, der Freiheit und der

[26]) ebenda, S. 76.
[27]) ebenda, S. 76.
[28]) „Herz! Aufglühe usw.“, S. 101.
[29]) „Deutschland“, S. 139.
[30]) Bröger: „Kamerad, als wir usw.“, S. 46.
[31]) Barthel: „Freiheit“, S. 64.

Gerechtigkeit ins neue Jahrtausend tragen“ [32]), in ein „Jahrtausend der brüderlichen Liebe“ [33]).

Das Problem der Mechanisierung trübt noch nicht die Freude an diesem zukunftsfrohen Leben. Die proletarische Situation, die er vor dem Kriege genügend erfahren hat, wird noch stark überschattet von den vitalen Gefühlen des wiedergewonnenen Lebens. Auch ist das Problem der proletarischen Situation vorerst nicht akut, umschließt ihn doch auch in der Heimat noch die versöhnende Mentalität des Fronterlebnisses. Entscheidend aber wirkt es sich aus, daß er im Kriege sich der Teilhaftigkeit an seiner Werkwelt stärker bewußt geworden ist. Im Kämpfen und Sterben hat er es unmittelbarer empfunden denn je, wie sehr er dieser Werkwelt verbunden, wie sehr die Arbeit ihm Heimat ist. „Arbeit ist Heimat! Heimat? Kann das sein?“ fragt er erstaunt in freudiger Überraschung [34]). Verlangend drängt es ihn zu seiner Arbeit, in seine Werkwelt zurück. Auffällig ist seine veränderte Haltung gegenüber der Stätte der Arbeit und den Maschinen. Mit heiligem Schauer betritt er Fabrik und Werkraum. Er weiß, welche unheimlichen Mächte hier walten, er hat ihre alles vernichtende Wirkung in den Schlachten erlebt. Die Welt der Mechanik und Technik wird bewußt als eine Schauer und Ehrfurcht erregende Wirklichkeit empfunden:

„Maschinen rauschen in heiligen Liedern,
Fabriken sind göttliche Kirchen der Kraft.“ [35])

Selbst Zahlen, die toten Zahlen der Techniker singen mit göttlichem Mund, donnern die Schlachten, „klingen den Reichtum, den wir geschafft“ [36]). Die Formel der technisch-ökonomisch-organisatorischen Gewalten, das naturwissenschaftlich-mathematische Gesetz zwingt ihn, ihre triumphierende Kraft bewundernd anzuerkennen. Nur möchte er das innere Geheimnis des Gesetzes erfassen, schauend, wie es in die Materie verwirklicht wird,

„will sehn, was die Arbeit ist!
Die Arbeit im rasenden, rauschenden Lauf!
Öffnet euch, Tore, — ihr Türen, springt auf!“ [37])

Wie viele seiner Zeitgenossen, ja wie das ganze Volk und die Völker hofft auch er im ersten Augenblick der Nachkriegsjahre mit der naturwissenschaftlich-mathematischen Formel das Schicksal zu bändigen,

---

[32]) „Mensch im Eisen“, S. 60.
[33]) ebenda, S. 61.
[34]) „Mit brüderlicher Stimme“, S. 77.
[35]) „Deutschland“, S. 140.
[36]) ebenda, S. 140.
[37]) „Deutschland“, S. 83.

mit einer rationalisierten Wirtschaft alle ökonomisch-soziologisch politischen Probleme zu lösen. Der Maler van Hoogstraaten glaubt es dem alten Maschinenmatrosen, daß die Maschine die große Einheit in die Menschen bringen und die Menschen sammeln wird [38]). So stark ist der Maler von dem fruchtbaren Wert der Maschine für unsere Zeit überzeugt, daß er die klassische Philosophie und Malerei endgültig beiseite schiebt. „Flieger will ich werden! Oder Motorfahrer, oder Mechaniker!" [39]) „Techniker werde ich, Ingenieur, Erfinder, Schöpfer neuer Kräfte und Mächte, ich schließe einen Pakt mit den Dämonen, den Urmächten!" [40]) Wie sehr der Dichter in diesen Tagen von der alles bezwingenden Kraft der Technik und ihrer Werkleute überzeugt ist, zeigt unmittelbar das stolze Bekenntnis: „Wir Werkleute all." [41]) In optimistischem Fortschrittsglauben baut er seine Schmiedewerkstatt neu auf, stellt er neben das alte Gebläse den motorgekuppelten Ventilator, „ein kleines Meisterwerk der Technik" [42]). Der Doppelsinn der Technik, ihre Problematik wird im Augenblicke nicht als störend empfunden. Was ihn bedrückt, ist das Bewußtsein, durch den „ungerechten Reichtum des Gesanges" von der Kleist-Gesellschaft einen Motor, der Fastenrath-Stiftung einen Ehrensoldkabel, von Direktor Herrn Vögler „Platten, Bleche, Stabeisen, Träger, Schienen, die Skizzen und Zeichnungen" erhalten zu haben [43]). Im übrigen aber freut es, beseligt es ihn, endlich wieder an den Maschinen zu wirken, in seiner Werkstatt wieder als Schmied und nur als Schmied tätig zu sein. Die Frauen zünden zum ersten Mal das Feuer wieder an, entfachen die Schmiedesonne, daß sie als Friedensfeuer, Werk-Liebesglut ihm leuchtet und ihn erwärmt. Die lodernde Flamme wird zur „Osterkerze, Licht nach den langen Karwochen der Kriegs-Golgatha" [44]). Die Problematik seiner Werkwelt hofft er zu bannen. Die Frauen müssen mit rotem Wein die Erde und Maschinen besprengen, die Fundamente tränken, „daß sie nicht gelüstet nach dem Herzblut aus dem Leib der Schmiede" [45]). Zufrieden lebt er den Werktag dahin „im Schwung der kreisenden Hämmer" [46]), im Hammergetön. Schrien einst Heul-Hörner am frühen Morgen zur Arbeit, läuten jetzt Glocken den Werktag ein [47]). Die Arbeit quält ihn nicht mehr. Schmiedend steht er ins Werk verloren, ist „ganz Gebilde der Form und Wohlklang

---

[38]) „Siegfried" in Orplid, Jahrg. 25/26, 7. Heft. S. 246.
[39]) Orplid, Jahrg. 25/26, 7. H., S. 252.
[40]) ebenda, 5. Heft, S. 185.
[41]) „Deutschland", S. 91.
[42]) „Mensch im Eisen", S. 63.
[43]) „Mensch im Eisen", S. 57.
[44]) ebenda, S. 58.
[45]) ebenda, S. 58.
[46]) ebenda, S. 59.
[47]) ebenda, S. 8 und 61.

des Stahls". „Nichts als Schmied bin ich, nichts als Schmied; keine zerfressenden Gedanken stören mich, noch Haß, noch Mitleid." [48])

„Ich fühle und ich weiß,
daß es keinen glücklicheren Menschen gibt als mich.
Und ich freue mich dessen." [49])

In aller Schaffenslust hat er die Toten des Krieges nicht vergessen, sind sie ihm „immer noch lebendiger denn je". „Wir hängen aneinander auch ohne Wort. Wir haben viel Leben bis auf den Grund erlitten und erliebt." [50]) Ja, aus dieser Gemeinschaft mit den toten Kriegskameraden fühlt er sich doppelt verpflichtet, sein Werk zu gestalten, Das Vermächtnis der Toten, das Bröger in ihrem Namen ausspricht: „Haltet das Werk am Leben, so ist kein Geopferter tot!" [51]) ist ihm zwingendes Gebot, entspricht der eigenen Überzeugung, kommt seinem Verlangen nach Leben und Arbeit entgegen. Zugleich schmilzt in dieses innerlich notwendige Werkgestalten ihre aus gemeinsamem Fronterlebnis immer größer gewordene Sehnsucht nach einer neuen Zeit, nach dem Jahrtausend brüderlicher Liebe, nach dem Rhythmus des neuen Europas.

II. Die Verzweiflung an Arbeit und Werkwelt.

1. Die negative Kritik als Ausdruck des Erlebens an seiner Eigenwelt.

Nicht lange währt dieses zukunftsfrohe Leben. Kaum sind die ersten Monate nach Kriegsschluß vergangen, da bricht in den Jahren 1920/23 verheerender denn je die Sturmflut der Verzweiflung über ihn herein, vernichtet und zerstört, was eben zu neuem Leben sich drängte. Was er vor kurzem angestaunt und geliebt, verfällt der alles zersetzenden Kritik. Maschine, Werkwelt werden ausschließlich in ihrer zerstörenden Tendenz erlebt, die Mechanisierung als der Tod alles Lebens empfunden. Die Problematik der Technik wird das gestaltende Erlebnis dieser Krisis, das in einer absolut negativen Kritik seinen Ausdruck findet .

Die Arbeit schmeckt ihm nicht mehr. Seinem Lehrjungen kann er nicht mehr Meister, nicht mehr Vorarbeiter sein. „Es ist aus und zu Ende, mein Junge; du hast einen Meister gehabt, suche dir einen neuen. Denn wenn ich nicht mit Leib und Seele beim Werk bin, so

[48]) ebenda, S. 64.
[49]) ebenda, S. 64.
[50]) „Mensch im Eisen", S. 65.
[51]) Bröger: „Soldaten der Erde", S. 55.

bin ich kein Meister und du wirst kein Geselle werden." [52]) Er mag schmieden, schaffen, wie er will, er „kann nicht mehr mit Leib und Seele bei der Arbeit sein" [53]) Er aber muß mit Leib und Seele seine Arbeit tun können,

> „mit Leib und Seele: schmieden, dichten, zeugen, essen.
> Dies ist die einzige Vorbedingung für mein Glück.
> Nein, dieses ist das Glück selber!" [54])

Die Arbeit, die ihm Heimat schien, Erlösung wurde, wird zum Fluche des Lebens. Schlegels „Idylle über den Müßiggang" wird ihm, dem deutschen Arbeiter, in dieser verzweifelten Stimmung erstrebenswert. Aber während das Verlangen nach Ruhe bei Schlegel mehr eine Folge des spielenden Bewußtseins ist, weist es sich bei Lersch als eine Folge natürlicher Erschöpfung aus. „Warum liegen wir nicht beide an irgend einem südlichen See, faul und satt, und trinken, mein Junge." [55]) Fort will er, „in irgendein südliches Land gehn, der Sonne und dem wilden Urwald uns hingeben, daß im Glutgeflimmer des Lichtes, im trägen Hindämmern unter lähmenden Wärmeströmen das allzu lebendige Hirn des Denkens müde wird, der Wille erschlafft" [56]). In prometheischer Hast und Anstrengung, gekettet an sein proletarisches Schicksal wie auch an das Schicksal des deutschen Volkes und Blutes, arbeitet, schuftet er wie das ganze Volk Tage, Monate, Jahre ohne schöpferische Pausen dahin, um dann zuletzt von einem dem Fleiß und der strebenden Arbeit polaren Prinzip, dem vegetativen Prinzip, die Erlösung zu erhoffen. Die Arbeit lassend „zogen wir Tag um Tag, versäumten Pflicht und Wort, wochenlang, lebten von frühen Früchten, von Milch und Brot" [57]). Zu den Bäumen, Tieren will er zurück, „sorglos wie das Getier, ragend wie Alpe, hinrauschend wie Strom und Bach, unbekümmert wie Eiche und Grashalm" existieren, dahin vegetieren [58]). Einen für ihn, für den deutschen Menschen unmöglichen paradiesischen Zustand wünscht er herbei: zu leben ohne zu arbeiten. Glücklich zeigt er es der Geliebten, „schau: vom Garten wächst das Mahl auf den Tisch!" [59]) Die alttestamentarische Vorstellung von der Arbeit wird auch die seine. Im Schweiße seines Angesichtes muß er „die unerbittliche, grausame Arbeit" verrichten [60]). Die Arbeit, die ihn einst belebt und erfreut, entbehrt nun des beglückenden Sinnes. „Nur widerwillig

---

[52]) „Mensch im Eisen", S. 74.
[53]) „Mensch im Eisen", S. 102.
[54]) „Mensch im Eisen", S. 102.
[55]) „Mensch im Eisen", S. 107.
[56]) Siegfr. in Orpl. 25/26. 5. H., S. 164.
[57]) „Mensch im Eisen", S. 80.
[58]) ebenda, S. 179.
[59]) ebenda, S. 123.
[60]) ebenda, S. 125.

geben wir unsere Körper der Arbeit hin." [61]) Nur aus Brotnot verkauft er sich ihr. Bitter empfindet er, daß er jede Arbeit verrichten muß, „ohne Lust und voll Ekel" [62]) — wenn nur gezahlt wird. In der Berührung mit ihr fühlt er sich gleich einer billigen Dirne, einer armen verhungerten „Vorstadtstraßenhure, die ihr einst Heiligstes anbietet für ein Stück Brot"! [63]) Doch nicht genug damit, daß er sich dieser Arbeit aus Brotnot verkaufen muß, sie zwingt ihn zugleich, in ihrem erkauften Dienste das Leben zu opfern. „In Bergwerken, Eisenhütten, chemischen Fabriken, in Stahlwerken, Werkstätten, auf dem Pflaster der Großstädte fallen Tag um Tag, Stunde um Stunde, Minute um Minute die Soldaten der Arbeit. In jeder Stunde drei lebendige Menschen; werden erschlagen, erstickt, vergiftet, überfahren, verbrannt, verbrüht, sind tot, unrettbar tot und hinterlassen weinende, hungernde Mütter und Kinder, kalt und herzlos opfert das Volk sich selber in 20 000 Menschen jedes Jahr der „Arbeit", wie die Herren den Wahnsinn des Produzierens nennen." [64]) Und alles dieses nur für das „bißchen Notdurft"! [65]) Der Bruder, froh, nach langen arbeitslosen Monaten endlich wieder etwas Geld zum Leben zu verdienen, verliert bei einer elenden Reparatur ein Auge. Verzweifelt stöhnt der Dichter über diesen Moloch Arbeit: „Ich war zwanzig Jahre, da ich wie ein Blinder geführt wurde. — Mit verrußten Lungen, vermorschtem Leib schlepp ich mich durch die Tage." [66]) Die Arbeit, die jeden zerfrißt, seinen Vater, Bruder, ihn, alle Lersch gekennzeichnet hat, ist unerträglich geworden. Sinnlos zwingt sie den Menschen, martert ihn, macht aus ihm einen „Affen Gottes, verflucht ins knechtige Hände-Werk" [67]). Die Liebestollen, die Vagabunden, die „im blühenden, herzüberwältigenden Frühling die Bergmannshacke in das Dunkel der Stollen" schleudern, die Arbeit, die doch nur „eine Arbeit zur Vernichtung der Seelen" ist, ohne Rücksicht verlassen, sind die einzig Vernünftigen [68]). Aber das unerbittliche Muß zwingt ihn zu bleiben, in seiner Werkwelt zu arbeiten. Vergeblich sucht er zwar das erschütternde Verhältnis zur Arbeit zu bessern. Doch wo er auch arbeitet, sei es „im Banne des Eisens, in der Werkstatt, bei Amboß und Feuer, in der großen Stadt, oder zwischen den Maschinen, den Wagen, den Kraftquellen, den Getrieben", immer flieht seine Seele, muß er lustlos, seelenlos die Arbeit verrichten [69]). Die glückliche

---

[61]) ebenda, S. 145.
[62]) ebenda, S. 145.
[63]) ebenda, S. 145.
[64]) „Mensch im Eisen", S. 117.
[65]) ebenda, S. 94.
[66]) ebenda, S. 148.
[67]) ebenda, S. 78.
[68]) ebenda, S. 70 und 145.
[69]) „Mensch im Eisen", S. 94.

Zeit, da jubelnd seine Seele im Rhythmus der Arbeit mitschwang, scheint für immer vorüber. Nur aus bitterer Not, aus Verbundenheit mit den Arbeitern erträgt er sie eben, doch der ist verflucht, der in dieser Arbeit „mehr als Notdurft" sucht [70]).

Werkwelt, Maschine, Mechanisierung des Lebens steigern natürlich die Spannung, bieten seiner Unzufriedenheit, seinem Hasse ein konkretes Ziel. Die Schmiede, nach der er sich heimgesehnt, wird zur dunklen Schmiedehöhle, zur Feuerhöhle, wo er als „kleiner, schiefer, scheeler Schmied — rabaustisch polternd, hohnlachend, zornwild" über sein Schicksal brütet [71]). Die Flamme, die Zornes- und Liebesflamme, „letzter Triumpf der Geknechteten" [72]), lacht ihm höhnisch entgegen, als er in ihr das glückbringende Symbol für den entrissenen Arbeitsfrieden zu finden hofft [73]). Das Elementarzwiespältige seiner Schmiedeflamme wird ihm deutlicher bewußt, wobei ihr zerstörendes Element ihn bestimmend beeindruckt. „Ich hasse sie. Ich fühle es, ich hasse sie so, wie ich sie liebe, die heilige, verfluchte Flamme!" [74]) Mit besonderer Heftigkeit erlebt er die Problematik der Maschine. In früheren Jahren nennt er die kleine Preßluftbohrmaschine „eine wunderbare Maschine". „Von Hand murkste man fünf Minuten an einem Loch, mit dieser Maschine machte man fünf Löcher spielend in einer Minute. Welch eine Erlösung war die Maschine!" [75]) Ihr innerstes Geheimnis zu erfassen, an ihrem motorischen Gehäuse zu fingern, bereitet ihm Freude, macht ihn zufrieden und glücklich. Bei seiner Heimkehr klingt das Knirschen der Riemen, das Knurren der Räder „süß wie Kinderheimatlieder", rauschen die Maschinen „in heiligen Liedern" [76]). In diesen Tagen aber schreit er auf: „Weg mit dem Kompressor, weg mit der Biegmaschine, den Niethämmern, den Kränen, Winden, Kettenzügen." [77]) Nur dort, „wo es keine Maschinen ... gibt", findet er seine Heimat. In der Maschine sieht er den Todfeind des Lebens. „Die harten metallen kalten Maschinen saugen" aus seinem Leibe, aus den Arbeiterleibern das letzte strömende Leben, „inbrünstig elektrische Kraft" [78]). Empörend sieht er, wie er seine Seele, sein Leben an diese sinnlose Maschine verschwenden muß, vor der „das Blut zurückschreckt in die tiefste Herzkammer" und die trotz aller Opfer der Menschen nichts anderes für ihn hat als den Tod! [79]) Unfaßbar scheint es ihm, daß er einst im Frieden mit der Maschine ge-

70) ebenda, S. 164.
71) ebenda, S. 78.
72) ebenda, S. 58.
73) ebenda, S. 121.
74) ebenda, S. 122.
75) „Hammerschläge", S. 182.
76) „Deutschland", S. 126 und 140.
77) „Mensch im Eisen", S. 124.
78) ebenda, S. 165.
79) ebenda, S. 125.

lebt, seine Seele sich glücklich gefühlt hat, dieser Maschinenwelt teilhaftig zu sein:

„Einst schwangst du jauchzend mit im dynamischen Tosen,
im Rotor der Motoren, im Schwungrad der Maschine, im Kolbengang hin und wieder,
schwangst dich von Maschine zu Maschine, von Eisen zu Eisen,
wie das gesprochene Wort hin durch Telefondrähte." [80])

Doch was gewesen, scheint endgültig vorüber. Die einst glückliche Verbundenheit mit der Maschine, mit seiner Werkwelt hat sich für ihn zu einem grausamen erzwungenen Zustand gewandelt. Aus diesem quälenden Erlebnis wird die Maschine zur „harten, metallen kalten Maschine", vor der das warme Blut zurückschreckt, die Schönheit und die zarte Mädchenfröhlichkeit schwinden [81]). Ja, die Problematik der Maschine wird so stark erlebt, daß dieses Erlebnis sich für immer zu einem gestaltenden verdichtet, zu einer fruchtbaren schöpferischen Idee ausformt. Blühende Mädchen, jedes in sich eine farbige schöne Welt, werden von der Maschine in ihrer wunderbaren Individualität zerstört, um zuletzt zu dem einen gleichen häßlichen Fabrikmädchen typisiert zu werden. Dem einen wie dem anderen Fabrikmädchen ist es gemeinsam, daß ihre Stimmen rauh, ihre Hände grob und ungelenk sind, daß ihr Gang nicht mehr froh und stolz ist. Ihre Schönheit, Anmut, ihre Scham haben sie verloren an den Maschinen, in den Fabriken. Nur eines ist ihnen geblieben: das heiße Blut, ihre rasche Jugend, das unerfüllte, durch knechtische Arbeit gesteigerte Lebensverlangen, sodaß am Abend nach zehnstündiger Arbeitszeit die Entsagung in einen Schrei des Genusses sich löst. Im gleichen Tempo, wie es die Maschine den Fabrikmädchen aufzwingt, werfen sie sich dem Leben entgegen, überschwillt die schäumende Lust die erste Stunde der Freiheit, „um die Wunder des Lebens in kurzen Stunden zu erschließen" [82]). In dem Gedichte „Die Hände", später „Gesang an die Hände" genannt [83]), sehnen sich die Hände vom Kolbengriff des Preßlufthammers hinüber jenseits des stählernen Maschendrahts zu den werkenden Frauen, wollen dort spielen und kosen, „gleiten um Stirne, Rücken und Lenden", aber die Maschine zwingt ihn, die Hände zu immer neuem Griffe bereitzuhalten und

„..... ohne Erbarmen
Hände, preß ich euch nieder, mit gekrümmten Armen,
nieder, wie toll ihr euch auch empört." [84])

Die Maschine verbietet den Händen, dem Lustverlangen Genüge zu tun, läßt sie durch den Menschen zu dem Dienst an ihr zwingen.

[80]) „Mensch im Eisen", S. 94.
[81]) „Mit brüderl. Stimme", S. 126.
[82]) „Mit brüderlicher Stimme", S. 127.
[83]) „Stern und Amboß", S. 33 ff. und „Mit brüderl. Stimme", S. 136 ff.
[84]) „Mit brürderlicher Stimme", S. 136.

Wohl gehorcht der Mensch diesem Gebot, doch er weiß um den Fluch der Maschine, versteht die Lust seiner Hände; er erfüllt das Gebot nicht aus Neigung, sondern nur aus wirtschaftlicher Not:

„Hände, ihr treuen Freunde, verlaßt mich auch heute nicht!
Hände, das eiserne Werk ist unsere Pflicht." [85])

Und die Hände verlassen ihn nicht, helfen ihm, im Werke das nährende Brot und das schützende Dach zu verdienen.

Aber auch darüber hinaus wirkt sich das gestaltende Erlebnis künstlerisch aus. Während die schmerzliche Gewißheit, daß die Sehnsucht nach der Geliebten doch nie völlig, vor allem nicht ewig erfüllt wird, und das glücklich-unglückliche Gefühl, die Geliebte zu besitzen, den jugendlichen Goethe in die stürmende Natur hinausjagen, bis sie in dahinströmenden Gesängen wie Wandrers Sturmlied ihren Ausdruck gefunden, drängen sie den Arbeiterdichter in die Werkstatt, an die Maschine und zwingen ihn, sie aus der Erlebnissituation seiner Werkwelt zu verdeutlichen:

„Vernichten werd ich dich in mir! Sofort und jetzt!
Im Schmiedefeuer muß ich dich verbrennen,
Mit meiner Hand den Hammer ins Gesicht dir rennen,
Bis Aug' und Mund und Wange wüst zerfetzt.

Ins Räderwerk wirft dich hinein die Wut:
In deinen zarten Leib die Stahlradzähne kreischen,
Die Knochen brechen in den Eisenspeichen,
Von Naben, Lagern, Achsen rinnt dein Blut.

Mein Tagwerk ist, dich tötend aufzureiben.
Von neuem: dich zerstückeln unter Hammerschlägen,
Den Bohrer dir durch Herz und Stirne treiben,
Dein Todesschrei gellt im Gekreisch der Sägen.
Am Abend stürz ich weinend in mein Zimmer.
Da stehst — Du! Lächelst! und du lebst noch immer?" [86])

Gewiß, ein ungewöhnlich eigenartiges Gedicht. Im Hochbarock lassen sich vielleicht qualitativ verwandte Gedichte aufzeigen. Für den Ästheten auf jeden Fall eine Barbarisierung deutscher Lyrik. Aber genau so wie Whitman, der von sich und seiner Dichtung bekennt: „Ich bin auch gar nicht zahm, bin auch unübersetzbar; ich lasse mein barbarisches Geschrei erschallen über die Dächer der Welt" [87]), heute allgemein aus seiner Struktur als Dichter begriffen und anerkannt wird, darf Lersch von dem Leser, vor allem von dem Literaturhistoriker verlangen, auch ihn aus seiner allen früheren Jahrhunderten fremden Struktur, aus der Struktur der proletarischen Situation und seiner Werkwelt zu begreifen. Nur dann wird aus diesem Wortbild

[85]) ebenda, S. 138.
[86]) „Mit brüderlicher Stimme", S. 113.
[87]) Whitman: „Grashalme", S. 113.

seine Liebesqual und -not offenbar, wenn wir um das Erlebnis der Werkwelt, besonders der Maschine wissen.

Die Verbundenheit mit der Maschine, mit seiner Werkwelt wird ihm zu währendem Martyrium seines Lebens. Vergeblich sucht er sich vor den Maschinen zu retten. Wie der alte Zöckler in den „Pionieren von Eilenburg“ [88]) träumt er nachts von den Maschinen, sieht er mit Entsetzen, wie sie sich höhnend auf ihn zu bewegen:

„Maschinen! Maschinen! Maschinen! kommt ihr wieder?
Ihr seid doch fest geschraubt, auf Fundamenten gespannt,
Was qualmt ihr, Feuer in meiner Brust mit rauchigen Gasen?
Was toben Motore in meinem Gehirn? Rinnt Öl aus meinen Augen,
brennen glühende Aschen und Säuren auf meiner Haut!
Maschinen, was verfolgt ihr mich
in den Schlaftraum, Liebestraum, Rauschtraum!“ [89])

Versklavt der Maschine fühlt er nur ihren Fluch, ihre zerstörende Kraft. Als letzten Ausweg aus dieser Versklavung und Verzweiflung läßt er in den „Pionieren von Eilenburg“ den früheren Färbermeister, dann Hilfsarbeiter Bittkow in sinnloser Wut die Maschine zertrümmern. „Die verfluchte Walze!“ „Die ist der Mörder meiner Familie, dreht den Strick, an dem wir uns alle erhängen können! Verrückt hat sie mich gemacht!“ [90]) Allerdings glaubt der Dichter, „aus Brotnot, Mannpflicht“ die Maschine nicht zertrümmern zu können. Fluchend schleppt er sich als „Maschinenknecht“ durch die Tage, inbrünstig hoffend, daß die „mutigen Jungen“ ohne Rücksicht auf die aus Brotnot an die Maschinen gefesselten Menschen

„gegen die Maschinen, die Motore, gegen uns
die alten Hämmer erheben, die Herrschaft der Maschine zu zerschlagen,
daß die Seelen wieder frei.“ [91])

Mit dumpfer Verzweiflung erfüllt es ihn, daß er nicht nur Leib und Seele an die sinnlosen Maschinen verschwenden muß, sondern zugleich in der Ganzheit seines Wesens ihrem mechanischen Prinzipe verfällt. Erschütternd bekennt er, daß die Arbeit an den Maschinen, in seiner Werkwelt für den Menschen nur möglich ist, wenn er sie mechanisch verrichtet. Den alten Heizer läßt er auf den Vorwurf, er arbeite „wie ein kranker, alter Affe“, erwidern: „Jo! t is alles mar auch Aapenarbeit! Immer mar so: Schumm! Schrumm! Schumm! Schrumm! Dat geht all mechanisch! Do bruckste kein Denken un nix! Mar immer mechanisch! Söns wär man längs doll!“ [92]) Als „Menschenkraftmotor“ empfindet er sich, als Maschinenknecht, „der, ein Motor, wühlt

[88]) „Pioniere von Eilenburg“, S. 17.
[89]) „Mensch im Eisen“, S. 119.
[90]) „Pioniere von Eilenburg“, S. 68.
[91]) „Mensch im Eisen“, S. 60.
[92]) „Hammerschläge“, S. 133.

und wirkt, um nur nicht ausdenken zu müssen“ [93]). Die gleiche Methode bestimmt bald das ganze Leben. Ob er an den Maschinen arbeitet, bei seinem jungen Weibe draußen in der Natur sich befindet, immer deutlicher wird es ihm offenbar, wie sehr er schon zu „Rechenmaschine, Zahlentonne, Sorgenbock“ und Maschinenmenschen erstarrt ist [94]). Wahnsinnswild schreit er nach seiner verlorenen Seele, sucht er sich des mechanisierten Lebens zu wehren, ruft er beschwörend:

„Siehe, auch die Menschen sind Natur!
Reiße mit dem roten Stier der Empörung die Seelen auf!“ [95])

Aber vergeblich! Die Kraft der Mechanisierung ist stärker denn er. Zuletzt säuft er in verzweifelter Resignation Branntwein, „um die Schreie zu ersticken, die seine Qual hinausschleudern“ [96]). Die Welt, der zerstörende Dämon der Mechanisierung ist vollkommen mit ihm fertig geworden. „Ich bin die Maschine, laufe nach fremdem Willen, ohne Verantwortung, ohne Gefühl“ [97]), er ist „Mensch im Eisen“, ein mechanischer Mensch geworden. Doch nicht nur er, alle Menschen verfallen dem gräßlichen Fluche, seelenlos das Leben zu leben:

„Wir alle sind gehorsame Maschinensklaven,
sind selbst Maschinen aller Hantierungen;
Herr und Knecht: Maschine,
Lehrling und Meister: Maschine,
Priester und Schutzmann: Maschine.
Die Regierung und das Gericht ist: Maschine.
Zwangsläufig werden wir alle in Bewegung gesetzt.“ [98])

Ohne „Verantwortung, Andacht, Ethos, Verzückung“ wird die Arbeit verrichtet, ohne „Gemeinschaft, Kameradschaft, Solidarität“ das Leben geordnet, ja Aufgabe und Ziel unseres Lebens durch das seelenlose, mechanische Prinzip verwirklicht [99]). Am stärksten leiden natürlich unter der Mechanisierung die Arbeiter, ihre Frauen und Kinder. Nicht nur psychisch, ebenso stark auch physisch verfallen sie den Auswirkungen des gräßlichen Fluches. Sie werden gezwungen, in der Bannmeile der Fabriken und Zechen zu leben, in düsteren Mietskasernen zu wohnen ohne Licht und Sonne oder in Zechenkolonien, wo

„Baum und Strauchwerk, kaum ergrünt, schon falb
Mehr von Dürre als von Früchten schwer.
Auf den Beeten krankes Blattgemüse,
Ein verdorrter Rosenstock sticht blätterleer.“ [100])

---

[93]) „Mensch im Eisen“, S. 129.
[94]) ebenda, S. 78.
[95]) ebenda, S. 127.
[96]) ebenda, S. 129.
[97]) „Mensch im Eisen“, S. 141.
[98]) ebenda, S. 141.
[99]) ebenda, S. 142.
[100]) „Mit brüderl. Stimme“, S. 21.

Es ist eben hier draußen kein Raum für die Menschen, es ist „Raum für Fabriken, Raum für Herren und Knechte, für Maschinen: kein Land für Menschen!“ [101]) Doch damit nicht genug! Obgleich sie ins „eiserne Werk“ geschmiedet, sich der Maschine mit Leib und Seele opfern, tagtäglich, Jahr für Jahr ihre Arbeit verrichten, bis daß sie zerschunden, vertiert und verblödet, verdienen sie niemals genug, um „heraus aus der Armut, heraus aus dem Dreck“ [102]) zu kommen. Entschlossen will der Arbeiter Lersch sich diesem ewigen, gemeinsten Mord entziehen durch die Flucht in die freie Natur, wo kein wüster Steinhaufen, wo nicht „Wand an Wand Elend und Krankheit wohnt“, wo keine Maschinen, keine Fabriken und

„..... endlich keinen Lohntag mehr, keinen Tarif
Keine Kalkulationen, Auseinandersetzungen.
Keine schlechten Löhne — — —.“ [103])

2. Das ursprüngliche Verhältnis zur Technik, zum Fortschritt.

Aber trotz aller inneren Not bleibt es beim Wollen, er vermag einfach nicht, seine Werkwelt zu lassen. Der Haß gegen die Arbeit, die Maschine, gegen die Werkwelt, gegen die Entwicklung der Zeit kann nicht ursprünglich sein. Zu anderer Zeit beglückt es ihn ja, in seiner Werkwelt an den Maschinen zu arbeiten. Sogar während der Krisis spricht er mit Sehnsucht von der Lust zu arbeiten:

„Es weiß ja niemand um diese schöne Lust, das Eisen so zu recken
und so zu formen, zu biegen, zu runden, zu stauchen, zu strecken.“ [104])

Offen bekennt er es

„. . . . . mit Liebe
habe ich die Werkwelt umfaßt, mit heiliger, heißer Liebe, meine
Nährmutter! so liebte ich sie; ich fühlte die Kraft,
zu heiligen die unerbittliche, grausame Arbeit.“ [105])

Daß es ihm nicht gelingt, die Werkwelt und die Arbeit zu heiligen, kann nicht an den Maschinen liegen; schwang einst doch seine Seele „jauchzend mit im dynamischen Tosen, im Rotor der Motoren, im Schwungrad der Maschinen“. Auch trägt die Maschine, die Mechanisierung des Lebens für ihn keine unmittelbare Schuld an der Arbeitslosigkeit und damit an aller „Armut Pestilenz“. Wohl sagt der Buchbindermeister Fritzsche in den „Pionieren von Eilenburg“, „daß wir unter der Segnung dieser gewaltigen Industrie und der arbeitfressen-

101) „Mensch im Eisen“, S. 127.
102) „Mensch im Eisen“, S. 87.
103) ebenda, S. 124.
104) ebenda, S. 105.
105) ebenda, S. 125.

den Maschine in unerträglicher Armut seufzen“ [106]). Aber auch hier trägt weniger das Prinzip der Rationalisierung die Schuld als das asoziale Verhalten des Kapitals, der Fabrikherren bei der Realisierung dieses Prinzips in die Praxis. So erscheint selbst dem einfachen Handwerker Fritzsche neben dem sichtbaren „Maschinengespenst“ immer der unsichtbare und gefährlichere „Geldvampyr, der Machtdrache“, der „dem deutschen Volk das Blut aussaugt“ [107]). Bemerkenswert ist es denn auch, daß das Problem der Rationalisierung in „Mensch im Eisen“ überhaupt nicht erlebt und gestaltet wird. Nicht die Arbeiter werden durch die Maschinen verdrängt, sondern „die Arbeit wird von den Maschinen wie von einer Seuche entfernt“ [108]). Im Geiste der „Quadriga“, nur unmittelbarer, ursprünglicher bejaht er die Rationalisierung als die wesentlichste Tendenz, die kühnsten Träume einer vorwärtsstrebenden Menschheit zu verwirklichen [109]). Schon früh gestaltet er dieses Motiv. In der 1917 erschienenen Sammlung „Vergißt du deines Bruders Not“ ist bereits der dafür aufschlußreiche „Gesang von der Erlösung“ keimhaft in dem kleinen Gedichte „Weiter“ enthalten [110]). Das kleine Gedicht stellt er an den Anfang seiner acht Bekenntnisse über das Geschick und die Not des Arbeiterlebens, symbolisch so zeigend, daß dem Arbeiter wie dem Erfinder, dem schöpferischen Geiste die tragische Aufgabe zufällt, Bannerträger des Lichtes zu sein, durch sein persönliches Opfer, sein hartes Geschick, die Entwicklung der Menschheit vorwärtszutragen. Das gibt dem Arbeiter in aller Not und Bedrücktheit ein beruhigendes Gefühl, ein stolzes Bewußtsein.

„Und warst du auch nur der verachtete Prolet,
Du wußtest doch, ein neu Gesetz entsteht;
Du siehst: in Brücken, Werken und Maschinen,
Da kreist dein Blut, dem Volk zu dienen.“ [111])

Das gestaltete Werk ist überhaupt für den Arbeiterdichter die Quelle des Trostes, der unerschöpfliche Born seiner Kraft. Bei Bröger geht der alte Werkmann verbittert ob seines Schicksals den täglichen Weg zur Arbeit. Plötzlich gewahrt er die Brücke, die er gebaut,

„Da umleuchtet Glanz sein Weiterschreiten,
Und er sieht sein dunkles Los erhellt.“

Er ahnt, daß die kommenden Geschlechter, die diese Brücke nutzen, ihn preisen müssen „als bestellten Wächter, der mit dunklen Mächten

[106]) „Pioniere von Eilenburg“, S. 90.
[107]) ebenda, S. 170.
[108]) „Mit brüderlicher Stimme“, S. 141.
[109]) vgl. „Quadriga“, Vierteljahreszeitschr. der Werkleute auf Haus Nyland, Jena, Sommer 1912, 2. H., S. 3 ff. und S. 67.
[110]) „Vergißt du deines Bruders Not“, S. 3 und „Mit brüderl. St.“, S. 59 ff.
[111]) „Mit brüderl. Stimme“, S. 130.

tapfer stritt". Das „Selig wissend, daß er groß gelebt" läßt ihn im Augenblick sein bitteres Geschick vergessen [112]). Wohl weiß der Arbeiterdichter, insbesondere Lersch, daß all dieses Werk, die Entwicklung durch Tausende, Abertausende von Opfern erkauft werden muß:

„Ob auch tausend zerschlagen
Am Boden liegen,
Ob auch aus den heißen Himmelstürmerherzen
Rotes, warmes Lebensblut auf die Erde fließt,
An den Witwen, Waisen und Verlassenen,
An den verwundet Gestürzten vorbei,
Der Menschheit Zug geht:
Aufwärts blickend,
Harrend des Augenblicks,
Der erlösend kommen soll." [113])

Nicht dies Opfer an sich bedrückt ihn, sondern nur die Tatsache, daß trotz aller Entwicklung, „Kriege und Siege", „Chemie und Maschinen" [114]) die Materie, die Schwere, die Trägheit, der Geist des Mammonismus nicht überwunden wird, sodaß genau so wie einst der Mensch „arm und nackt" [115]), vor allem die Lage des Arbeiters physisch und psychisch die gleiche bleibt. Es wurmt ihn, daß das Versprechen der Industriekapitäne, des Staates so wenig gehalten wird. „Wenn die deutsche Industrie sich den Platz in der Welt erkämpft hat, wenn unsere Hütten und Zechen ausgebaut sind, dann sollt auch ihr Arbeiter den gerechten Anteil haben an dem Werk, das ihr miterschaffen habt!" [116]) Seine Hoffnung ist daher auf den Endsieg der Technik gerichtet. Im ersten Fliegen des Menschen wird der Endsieg symbolisiert. So glaubt er, daß dann die Schwere bezwungen, bewältigt der Stoff, der Mammonismus besiegt ist, der Mensch, seine Seele gesiegt hat, wenn

„über Millionen Arbeiterheere
Wie Opferrauch aufsteigt zum Himmel"

der erste Flieger [117]).

Er glaubt an den erlösenden Sinn der Technik und sieht durch sie tausend Möglichkeiten verwirklicht. „Die Kräfte der Sonne, die Gezeiten des Meeres, die Gewalten der Winde will ich bannen, die Atome sollen ihre Kräfte hergeben, die Ionen und Elektronen, die Trägheit und die Schwerkraft; aus dem Salzwasserbehälter des Meeres will ich ein stromerzeugendes Element schaffen, das Fluidum der Dynamik lösen in allen menschlichen Muskeln, die Formel finden für die

---

[112]) Bröger: „Deutschland", S. 24.
[113]) „Mit brüderl. Stimme", S. 60.
[114]) „Mit brüderl. Stimme", S. 61.
[115]) ebenda, S. 60.
[116]) „Hammerschläge", S. 242.
[117]) „Mit brüderl. Stimme", S. 61.

Überleitung der kosmischen Kraft in das motorische Material, — das Geheimnis, das Verborgene, will ich dem All entreißen und es dem Menschen bringen.“ [118]) Diese begeisterte Äußerung des Malers van Hoogstraaten ist im wesentlichen seine eigene Meinung. Nur wer im tiefst bejahenden Sinne zur Technik steht, zu ihrem Prinzip, vermag das Geheimnis, die Größe, den Doppelsinn der Maschine, der Werkwelt, der Entwicklung bezwingend, begeisternd, erschütternd zu gestalten. Das ist bei Lersch während seines ganzen Lebens der Fall. Das Prinzip der Technik zu verwirklichen, die Entwicklung der Menschheit vorwärtszutragen, ewig zu streben ist ihm eingeboren, ist ihm Schicksal, blutbedingtes Gesetz, ist der faustische Geist des nordischen Menschen. Lersch selbst ist sich dieser Tatsache bewußt. „Das war der Geist der dämonischen Unrast, der die nordischen Völker ergriffen und sich in Maschinen und Werkzeugen kundtat, im weitausgreifenden Welterfassen, der in den Völkerwanderungen der Märkte um Rohstoffe und Absatzgebiete, wie zu allen Zeiten, zu Krieg und Vergewaltigung führte.“ [119])

3. Der Mammonismus als Zerstörer des natürlichen Verhältnisses zwischen Arbeiter und Werkwelt.

Er kann nicht anders als das Prinzip der Technik bejahen. Der Dämon, die Dynamik seines Wesens zwingt ihn einfach, alle entwicklungsfähigen Möglichkeiten zu verwirklichen. Was aber begründet dann letzthin die unerträgliche Spannung zwischen Maschine und Mensch, zwischen Mechanik und Leben? In dem Romanfragment „Siegfried“ läßt der Dichter den alten Schlossermatrosen das erhellende Wort sprechen: „Die Maschine . . . . kann der böse Feind sein, sie kann aber auch etwas anderes sein, Freund oder Helfer, wie man gerade mit ihr zu tun hat.“ [120]) Der Mensch, einzig seine Haltung scheint das Verhältnis zu bestimmen. Eindeutig erkennt es der Dichter, daß es ausschließlich die mammonistische Haltung des Menschen ist, die dieses für ihn so unglückliche Verhältnis heraufbeschwört. „Ihr Motore, ihr Maschinen, ihr Hämmer, ihr Ambosse; ihr solltet dienen dem Mammon, ihr solltet mich und die Kameraden herunterziehen, hinabreißen in den Sumpf der Ausbeutung und der Verknechtung.“ [121]) Schon in der Vorkriegszeit macht er den mammonistischen Geist für das unwürdige, quälende Verhältnis zu seiner Werkwelt, für die pro-

[118]) „Siegfried“ in Orplid 25/26, 5. Heft, S. 185/186.
[119]) ebenda, 7. Heft, S. 248.
[120]) „Siegfried“ in Orplid 25/26, 7. Heft, S. 246.
[121]) „Mensch im Eisen“, S. 149/150.

letarische Situation verantwortlich. Verzweifelnd fragt er den ewigen Gott, wer denn herrsche, er oder Mammon, das Geld. Ach, er weiß es nur zu gut, daß der Name Gottes zwar ausgesprochen, aber der Mammon gemeint ist [122]).

„Ich seh's: wo sein Goldklumpfuß auf den Menschen tritt, da hilft kein Bitten und Beten,
Wo das Gold auf den Menschen tritt, da spritzt aus Jude und Christ der Sünde Unrat hervor . . . . . " [123])

Ihm graust „vor diesen kalten Zahlenmenschen, denen versklavt ist das ganze Land" [124]), die keinen anderen Maßstab kennen als ihren Gewinn. In jugendlicher Empörung will er „dies erfrorene Deutschland aufhauen" [125]). Aber zu seinem Entsetzen muß er erkennen, daß bereits das ganze Volk von dieser Seuche angesteckt ist.

„In meine nächtlichen Träume brüllen die Pöbelviertel der Städte: Hilf! Mensch, Christ!
Es ist deine Schuld, daß die Welt so ist!" [126])

Den Krieg empfindet er ja als die unmittelbare Folge des mammonistischen Geistes. Die Väter, die nur an die Politik und den Krieg glaubten, „weil sie reich, groß und mächtig dadurch geworden sind", haben blindwütig drauflos geschmiedet — um zu verdienen. „Aber sie sind blind geworden, blind für sich selbst und so schmiedeten sie sich in den Krieg hinein." [127]) Glaubt er anfangs, daß das Erlebnis des Krieges den Menschen von dieser Seuche befreie, so muß er doch bald nach dem Kriege erfahren, daß der Tanz um das goldene Kalb schlimmer ist denn je. „Da tanzt das kettenbeladene Volk! tanzt um das goldene Kalb, darauf Gott Mammon thront, der alle Ketten in einer Hand hält. Und sie tanzen! Die Dummen, die Weisen, die Herren, die Knechte, die Priester, die Bischöfe, der Papst, die Kaiser und Könige, die Schieber alle! Sie tanzen, tanzen, tanzen!" [128]) Alle scheinen sie dem mammonistischen Geiste verfallen, alle sind sie vom Gotte Mammon in Ketten gelegt, die sie selber durch ihr eigensüchtiges Wirken geschmiedet. Das Leben des Volkes wie auch der Welt in den ersten Nachkriegsjahren findet in diesem Bilde seinen Ausdruck. Am stärksten erleidet natürlich der Schwache den Fluch dieses Zeitgeistes. Er wird rücksichtslos zum Vorteil des Stärkeren ausgebeutet. Kennt man doch nur das Gebot: Verdienen! Die Hand des Arbeiters ist nicht die Hand eines blutwarmen Menschen, ist

---

122) vgl. sein frühes Erlebnis darüber in „Hammerschläge", S. 139.
123) „Mensch im Eisen", S. 32.
124) ebenda, S. 43.
125) ebenda, S. 43.
126) „Mensch im Eisen", S. 31.
127) ebenda, S. 113.
128) ebenda, S. 114.

„..... haargenau berechnetes Maschinenteil,
gebunden an Profit und Dividende." [129])

„Blutsauger, Ausbeuter" nennt der Kumpel die Zechenbesitzer, die den Steiger schinden, „daß wir geschunden werden". „Die Frau beim vierten Kinde starb. Ich lungenkrank." „Kein Hemd am A...., kein Fleisch im Topf und schuften wie verrückt." Zuletzt noch Lohnabzug, Senkung minimaler Löhne! Das letzte Wort dieses von Arbeit zerfressenen Kumpels ist auch für den Dichter heiliges Gelübde: „Ich kämpf in Gottes Namen gegen dieses Kannibalentum!" [130]) Selbst der den Arbeitern gegenüber anständige Fabrikant Degenkolb in den „Pionieren von Eilenburg" wird durch den satanischen Trieb, immer mehr zu verdienen, zu dem gewissenlosen Befehl gedrängt, die Kessel über den Höchstatmosphärendruck zu belasten. Vergeblich mahnt der um seine Arbeitskameraden zitternde Heizer: „Wenn der Kessel zerspringt, verrecken wir alle!" [131]) Aber der Fabrikherr denkt nicht an die Gefahr seiner Arbeiter, denkt nur daran, mit geringsten Unkosten seinen Reichtum zu steigern. Dem Dichter wird es zur entscheidenden Erkenntnis, daß die Armut zwar die Menschen entzweit, der Reichtum aber „erniedrigt den Menschen noch mehr als aller Armut Pestilenz" [132]). Reichtum giert nach weiterem Reichtum und verdirbt damit die Gesinnung. Aus dieser Gesinnung wird das natürliche Arbeitsverlangen als Mittel zum Zweck rücksichtslos ausgenutzt, so daß zuletzt die Arbeit in ihrem hehren Sinne entwertet, nur noch „Arbeit zur Vernichtung der Seelen", „Tanz ums goldene Kalb, um den Götzen Mammon" genannt werden muß [133]). Hoffnungslos, bitter bekennt er: „Wir werden unsere Arbeit nie wieder lieben können." [134]) Aber „aus Hunger und Angst", „aus Brotnot" unterwirft er sich immer wieder der entwürdigten und entwürdigenden Arbeit, wobei er sich wohl bewußt ist, daß er damit „seine heilige Natur, seine reine Liebe zum Werk in sich ertöten" muß [134]). Seelenlos verrichtet er sein Werk, ohne schöpferische Lust. Der Mammonismus hat ihn so stark zerrüttet, daß er „nicht mehr mit Leib und Seele bei der Arbeit sein" kann [135]). In großartiger Vision verdeutlicht er dieses Erlebnis in „Siegfried", einem schon häufig erwähnten Romanfragment, das neben „Mensch im Eisen" den stärksten, unmittelbarsten Eindruck von seiner Krisis vermittelt. „Siegfried" ist des Dichters „Mensch im Eisen" in Prosa. In der Dualität, in dem Maler van Hoogstraaten und in Siegfried, im Grunde die Einheit seiner Persönlichkeit, kommt der

129) „Mit brüderl. Stimme", S. 103.
130) ebenda, S. 110.
131) „Die Pioniere von Eilenburg", S. 192.
132) „Mensch im Eisen", S. 67.
133) „Mensch im Eisen", S. 145.
134) ebenda, S. 145.
135) ebenda, S. 102.

gleiche Erlebnisgehalt zum Ausdruck. Wie stark er diese gestaltete Dualität als die Einheit seines Wesens empfindet, geht aus der Tatsache hervor, daß er mit dem Tode Siegfrieds alles Interesse an dem Werke verliert und es unvollendet liegen lassen muß. Dem Maler van Hoogstraaten fällt in diesem Werke die Aufgabe zu, die Krisis bewußt zu erleben. Während er, entsetzt von dem Elend im Ruhrgebiet, das er eben mit eigenen Augen geschaut hat, in den Rheinwiesen bei Homberg dahinträumt, erblickt er plötzlich „einen Turm in den Rhein gebaut, zu dem ein schräger Viadukt in schiefer Ebene aufsteigt“ [136]). Es läßt ihn nicht in Ruhe, bis daß er in das Innere des Turmes gelangt, der aus grauem Stahl besteht, „panzerplattenarmiert“, „mit meterdicken Eisensäulen eingesenkt in den Strom“ [136]). „Aufblickend schau ich durch eine Konstruktion von meterstarken Trägern, Turm ohne Dach, schaue den gleichmütig blaulachenden Himmel, eine blendend weiße Wolke, und zu meinem Entsetzen sehe ich eine beindicke Stahltrosse aus einem Riesenkran herabfallen, dessen Ende in den Klumpfuß eines Magneten mündet. Ich will mich zur Seite werfen, aber schon werde ich mitgehoben, schwebe vorbei an den Buhnen-Konstruktionen, und da rollt der Kran voraus und senkt mich und den Gasmaschinenzylinder auf einen Stahlklotz, der aus dem Strom heraus aufgebaut ist. — Ich springe hinter eine der vielen Panzerplatten, äuge nach oben, da, eine Fallbirne, wie eine schwerste Kranpfanne groß, fällt. — Zersplittert wie eine Glasflasche liegt der Zylinder; aus klaffendem Bruch erhebt sich ein Kopf, tastet eine Hand hoch, ein Arm erscheint, eine Schulter, da klammern die Hände, und aus den Brocken steht ein Mann im blauen Arbeitsanzug auf, setzt sich, zieht die Beine hoch, schaut sich verwundert um und reckt die Arme; gähnt, reckt sich wieder und schüttelt sich, lachend, der Wachheit bewußt, das Staunen vom Leibe. Ich kenne den Mann, dies Gesicht mit dem kleinen blonden Schnurrbart, will ihn anrufen, da platzt hinter einer Säule ein Kerl hervor. Nackt, schwer, massig, schleift er einen Vorhammer in seiner Faust, hebt ihn und nach zwei grätschigen Schritten schlägt er auf den Kopf des Schlossers, packt den Erschlagenen bei den Armen, wirft ihn hinter sich auf den Rücken und schleift ihn fort.“ [137]) Wieder „schiebt der Kran einen zweiten Zylinder auf den Block, und die Fallbirne saust“ [137]). „Auch aus diesem zerschlagenen Gußstück ringt sich ein Mensch“, der ebenfalls von der menschlichen Bestie erschlagen wird. In unheimlicher Regelmäßigkeit wiederholt sich dieses grausige Schauspiel. Immer ringt sich aus dem zerschlagenen Gußstück derselbe Mensch empor, um dann erschlagen zu werden „von diesem ein und demselben gräßlichen Metzger, der

136) „Siegfried“ in Orplid 25/26, 2. Heft, S. 10.
137) „Siegfried“ in Oplid 25/26, 2. Heft, S. 11.

kaltblütig eine dicke Zigarre mit goldenem Band in der Mundecke zerkaut". Der Maler will den Kerl niederschlagen, er weiß, „nur sein Tod erlöst den Menschen im Eisen". „Wenn aber der Metzger sein Opfer nicht töten kann, wie werde ich dann den Metzger töten können? Er würde, wie der Schlosser, in einem anderen Exemplar aufstehen und gleichgültig mich, mit dem Menschen aus dem Eisen, in den Trichter werfen." [138]) Er weiß, daß er den Metzger nicht niederringen kann, ist doch dieser die Verkörperung des mammonistischen Geistes, der mit roher und polizeilicher Gewalt jeden Empörer, jeden Heiland, selbst jeden Menschen vernichtet [139]). Dies schmerzliche Erlebnis zerstört auch das Leben des Malers. Er will „arbeiten um jeden Preis!" [140]) Aber der Feind hat ihm alle schöpferische Ruhe und Lust dazu geraubt. „Und ich hielt den Feind vor den Toren meiner Augen: den Metzger, den Schlächter, das Untier, das mich getötet hatte, mich von meiner schöpferischen Seele getrennt." [141]) Eindeutig klar wird es auch hier, daß einzig der Mammonismus den Dichter von seiner schöpferischen Seele getrennt, ihn dazu verurteilt hat, seelenlos, ohne Lust und Liebe, nur aus Brotnot seine Arbeit zu verrichten. Das ist für ihn ein unmöglicher Zustand, wenn man bedenkt, daß die Arbeit an sich als beglückendes Geschenk empfunden wird und für die Weltschau des Arbeiters einfach „die Keimzelle jeder menschlichen und sachlichen Existenz" sein soll [142]). Die Arbeit, die auch für Lersch „in jeder Erscheinungsform eine geistig-sittliche Tat des Menschen" [143]) verkörpern muß, wird nur mit Widerwillen, ohne Ethos verrichtet. Diesen unmöglichen Zustand zu überwinden, müht er sich in stetigem Kampfe. „Ich muß mit Leib und Seele meine Arbeit tun können." Es ist für seine menschliche Existenz notwendig, daß er glücklich ist und „singen kann bei seiner Arbeit" [144]).

III. Schmach und Schande in der Novemberrepublik.

1. Der Vertrag von Versailles.

Doch nicht nur der mammonistische Geist führt ihn an den Abgrund der Verzweiflung, verleidet ihm Arbeit und Werkwelt, Technik und Fortschritt, ebenso stark zerrüttet ihn das historische Schicksal

138) ebenda, 2. Heft, S. 12.
139) „Mensch im Eisen", S. 138/139.
140) „Siegfried" in Orplid 25/26, 2. Heft, S. 43.
141) „Siegfried" in Orplid 25/26, 2. Heft, S. 43.
142) Bröger: „Vom neuen Sinn der Arbeit", S. 3.
143) ebenda, S. 10.
144) „Mensch im Eisen", S. 102.

seines Volkes in den Nachkriegsjahren. Der schmachvolle Vertrag von Versailles wirkt sich am unmittelbarsten an den Ärmsten des Volkes aus. Die Folgen des teuflischen Paktes verdichten sich im Dichter zum gestaltenden Erlebnis, sodaß seine Dichtung Zeitgeschichte, ein erschütterndes Zeitgemälde wird. In dem besetzten Rheinland und Ruhrgebiet wird der Kampf um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes bis in die letzten Fasern unserer Existenz von jedem einzelnen persönlich ausgetragen. Hier macht sich die volkserdrosselnde Wirkung des zynischen Strebens eines Clemenceau zuerst und am stärksten bemerkbar. Unmögliche Forderungen an Reparationen sollen erfüllt werden. Statt dem deutschen Volke in seinem mobilen Vermögen die unbedingte Voraussetzung zur Ankurbelung der erschöpften Wirtschaft zu lassen, schleppen die Alliierten das lebenswichtige Vermögen in endlosen Zügen über die Grenze, so daß zuletzt kaum noch Lokomotiven, Waggons uns zur Verfügung stehen, um den nötigen Rohstoff heranzurollen. „Da blieben die Baumwollballen an der Grenze liegen, die wenigen Waggons verfrachtet mit Lebensmitteln." Kohle und Eisen fehlt. Das Schmiedefeuer erlischt. „Ohne Kohle, ohne Arbeit die ganze Stadt." Während das Gas nur eine Stunde am Tage brennt, die Arbeiter „bei kaltem Nichtstun" an den Straßenecken frieren, liegt im Norden und Süden „Kohle in Masse". „Zechen legen Feierschichten ein! Wissen nicht wohin mit der Kohle." [145]) Im chaotischen Durcheinander fehlt ein ordnendes Prinzip. Die Alliierten, die rücksichtslos mit Maschinengewehren ihre Herrschaft ausüben, denken nur daran, die Reparationen einzutreiben, das Volk auszupowern, um es dann seinem Schicksale zu überlassen. Ihre Posten stehen mit aufgepflanzten Bajonetten in den Straßen, auf den Bahnhöfen, vor den Zechen und Werken, um die wenigen deutschen Arbeiter, die arbeiten dürfen, aus Brotnot arbeiten müssen für die Reparationen, gegen die vielen hungrigen, erwerbslosen Deutschen zu schützen. Es ist ein verzweifelter Anblick! Belgische Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten schaffen Raum für die beschäftigten Arbeiter, für die „anstandeleyke Arbeiders", gehen mit Gewalt gegen die demonstrierenden erwerbslosen, und daher „unanständigen" Arbeiter vor [146]). „Letzte Solidarität unter den Kollegen erlischt", jeder denkt nur an sich [147]). Das nationale Solidaritäts- wie Ehrgefühl schwindet in diesem Hungerkampf, wird gegenstandslos. Dem verhungernden Volke, „das nicht einmal zu verzweifelter Tat sich aufraffen" kann [148]), ist es gleich, wer ihm Arbeit verschafft. Wilde, schamlose Gerüchte durchschwirren das Ruhrgebiet, wo die „Hoff-

145) „Mensch im Eisen", S. 82 und 85.
146) „Mensch im Eisen", S. 140.
147) ebenda, S. 134.
148) „Siegfried", Orplid, 25/26, 2. Heft, S. 7.

nungslosigkeit sich wie dicker Nebel durch alle Straßen wälzt.“ [149]) „Amerikanische Revolution! Das ganze Ruhrgebiet wird umgebaut, Vierstunden - Maschinen - Werkschicht, Vierstunden - Hausbauschicht, ganzer Lohn! Abbruch-Arbeiter, Tonnen-Prämie, neue Maschinen aus Amerika! Doppelte und vierfache Produktion. Quäker übernehmen Familienpflege, vollkommen alles organisiert bis ins Letzte!“ [150]) Ihre letzte Hoffnung richtet sich auf ihren gefährlichen Feind, das amerikanische Kapital. Von Berlin, der deutschen Regierung erwarten sie keine Hilfe, Rettung aus ihrer furchtbaren Not. „Berlin ist frech, dumm und feige“, „Berlin opfert den Menschen!“ [151]) „Woher die Rettung kam, es war mir, wie jedem in diesem Revier, gleichgültig; nur daß Rettung kam, ließ auch mich neue Spannkraft gewinnen. Hätte man mir gesagt, schneeweiß gekleidete Engel, mit Palmen frohe Botschaft verkündigend, wandeln durch die Lande, ich hätte es genau so geglaubt, wie jedes hungernde Weib, wie jeder verzweifelte Vater.“ [152]) So glauben die Menschen das wahnsinnige Gerücht, daß die Amerikaner das Ruhrgebiet aufgekauft hätten. Sie wissen aber auch, daß es nicht geschieht, um aus Erbarmen, christlicher Liebe sie vor dem Hungertode zu bewahren, sondern einzig, um das wertvolle Kohlen- und Hüttengebiet „auf eigene Rechnung für die Reparationen ausbeuten“ zu können [152]). So gleichgültig ihnen diese Tatsache auch im Augenblicke ist, bald müssen sie es bitter erfahren, daß ihnen damit nicht geholfen ist. Das ausländische Kapital, das tatsächlich zur „Gesundung der Wirtschaft“ in die deutsche Industrie investiert wird, dient ja nur dem Ziele, die Ausbeutung systematisch zu beschleunigen, Deutschland dem völligen Zusammenbruch entgegenzuführen. Dem deutschen Schicksal aber bleiben auch die Arbeiter an Ruhr und Rhein, die für die Alliierten schuften, eingegliedert. Sie spüren es unmittelbar. Ihre sauer verdienten Groschen, ihre „schlechten Löhne“, sind „wertlos über Nacht geworden“ [153]). Volksschicksal wird Einzelschicksal, Einzelschicksal Volksschicksal. Die Schmiede, die der Dichter mit so großer Hoffnung bei seiner Rückkehr aus dem Kriege instandgesetzt hat, ist leer und verpfändet [154]). Zum Glück wird die Kohle auf den Zechen „freigegeben zum Landabsatz“ [155]). Er kann sich mit Kohlen fahren das Brot verdienen.

„Es wäre auch sonst zum Verzweifeln gewesen: Kindbett,
arbeitslos, kaum Brot im Kasten!“ [156])

---

149) ebenda, S. 7.
150) ebenda, S. 6/7.
151) „Mensch im Eisen“, S. 133.
152) „Siegfried“ in Orplid 25/26, 2. Heft, S. 7.
153) „Mensch im Eisen“, S. 124.
154) ebenda, S. 90.
155) ebenda, S. 82.
156) „Mensch im Eisen“, S. 86.

Als auch das nichts mehr einbringt, fährt er „aus Elend und Verzweiflung" täglich von München-Gladbach ins Ruhrgebiet und wieder zurück,

> „mit vielen hundert Kameraden Tag für Tag,
> Nacht für Nacht
> hin und zurück die lange Reise als Kumpel ins Bergwerk." [157])

Bald verliert er auch diese Arbeit. Wenn es daheim in der Werkstatt ab und zu noch Arbeit gibt, dann nur die des Zerstörens, der Verschrottung. Ganze Fabriken werden abgerissen, wertvolle, fast neue, in der Scheinkonjunktur erbaute Maschinen verschrottet. „Eben noch hatte die Maschine Sinn und Zweck; wir waren gewohnt, mit Arbeit, durch Verbesserungen Störungen und Beschädigungen fernzuhalten. Jetzt hauen wir mit einem Hammerschlag den Namen samt Sinn und Zweck von dem Werk hinunter, zerschlagen die Wirkung und geben den sorgfältig angepaßten und vielfältigen Teilen einen Sammelnamen: Schrott!" [158]) Es ist ihm furchtbar, kostet ihn stärkste Überwindung, eine Maschine zu zertrümmern. „Ich vergesse es in meinem Leben nicht, wir stutzten alle zurück: keiner tat, was er sollte, keiner hob den Hammer, um zu beginnen. Und allen tat die Maschine leid, wie sie so blank und sauber eingefettet dalag." [159]) Aber aus Brotnot müssen sie auch dieses Opfer bringen. In unheimlicher Stetigkeit verödet das einst blühende Land mehr und mehr, wandeln sich die Fabriken und Städte zu trostlosen Friedhöfen. „Nun rast des Elends Sturmflut, Verzweiflung und Wahnsinn entzweien Freunde, Eheleute; Männer flüchten nach Holland, kehren, geschlagen von ihren streikenden Kollegen, zurück; die holländische Regierung schließt die Grenzen, um der Masseninvasion der verhungernden Deutschen zu wehren." [160]) „Verzweiflung treibt in den Menschen, willenlos treiben sie durch die Straßen, lallend, blökend; wütend schreien sie: Hunger, Hunger, Brot, Brot!" Zwar „das Geld ist endlich stabil", die Rentenmark eingeführt, doch damit wird für ihn auch die Knechtschaft „stabil, unser Hunger und das Elend." [161]) Die Verzweiflung ist schon verhärtet, niemand fragt, was mit dieser Rentenmark wird, man spottet darüber. „Ein Gelächter schüttelt die Luft, wo das stabilisierte Elend, der Erwerbslose in Haufen zusammen steht und die alles durchflutende Parole bespricht:

> Die Betriebe werden aufgemacht: Zehn- und Zwölftstundentag.
> Jeder weiß, das kommt! Gelächter über Gelächter!
> Die Stabilisierung der Versklavung. Jeder weiß es, jeder lacht darüber:
> Das wird! das wird!" [162])

---

157) ebenda, S. 90.
158) „Im Pulsschlag der Maschinen", S. 86.
159) ebenda, S. 87.
160) „Mensch im Eisen", S. 134.
161) ebenda, S. 137.
162) ebenda, S. 138.

Unmittelbar erlebt er natürlich die stabilisierte Versklavung als die Versklavung des Werkvolkes. Aber das Werkvolk ist zugleich das deutsche Volk, ist Deutschland, die Versklavung des Werkvolkes die seines heiligen Deutschlands. Für ihn ist nämlich Arbeiter sein ein existentielles Bedürfnis jedes wirklichen Deutschen, jeder vollgültige Deutsche ein Arbeiter. Die Not und Schmach des einen, ist Not und Schmach des anderen. „Schreist du deine eigene Qual, schreist du deines Volkes Qual." [163]) Empört über die Arbeit, die er im Dienste des Mammons verrichten muß, bekennt er:

„Wir liegen auf dem Rücken und sind gehorsam. Dressiertes Vieh,
nach der Peitsche des Dresseurs — aus Hunger und Angst!
O mein Junge — das ist aus uns geworden:
Aus uns deutschem Volk! Schmiedsvolk, Germanenvolk!" [164])

In den „Pionieren von Eilenburg" werden nicht nur Arbeiter und Handwerker durch „die kalte Todeshand der Geld- und Maschinenmacht" bedroht, sondern ausdrücklich heißt es dort, daß das „Ungeheuer über Deutschland sich ausbreitet und dem deutschen Volk das Blut aussaugt!" [165]) Immer wieder zeigt sich dieses wechselseitige Verhältnis. „Damit das Vaterland sich groß arbeiten kann, muß dem Arbeitssoldaten genau die Existenz gesichert sein wie dem Frontsoldaten." [166]) Die Kraft der Arbeit ist eben für ihn „das Blut und Leben des Vaterlandes" [167]). Aus dieser Erkenntnis heraus wird die soziale Frage für ihn zugleich zu einer völkischen Frage. Wie nah er hier dem Nationalsozialismus kommt, ist ohne weiteres ersichtlich.

2. *Die Selbstaufgabe des Volkes.*

Rücksichtslos stellt er sich auf die Seite der Unterdrückten, kämpft er gegen die Stabilisierung der Versklavung. Er selber hämmert es sich immer wieder ein, wenn er verzweifelt und müde den Mut verliert: „Lersch, Mann der großen und starken Worte, die den Krieg heilig priesen, du Sänger des Volkes, warum schreist du die Seele deines Werkvolkes nicht aus über Europa!

Du hast die Stimme, du hast die Kraft! Es ist dein Volk
Es ist dein Land! Dein Deutschland!" [168])

Aber wo er für das „hungernde Volk, das Werkvolk" zeugt [169]), wird er als „gefährlicher Idealist" unter Polizeiaufsicht gestellt [170]), un-

163) „Mensch im Eisen", S. 128.
164) ebenda, S. 145.
165) „Pioniere von Eilenburg", S. 170.
166) ebenda, S. 274.
167) ebenda, S. 230.
168) „Mensch im Eisen", S. 132.
169) „Mensch im Eisen", S. 136.
170) ebenda, S. 150.

deutsch gescholten. Nicht die letzte wahrhaftige Gesinnung entscheidet, was deutsch und undeutsch, sondern einzig „die Hungerscheere schneidet, trennt unheimlich sicher: Deutsch von — Undeutsch“ [171]).

„Deutsch ist nun alles, das nicht zu hungern braucht:
Die Regierer, die Soldaten, die Spekulanten und Schieber, die Wucherer und Eigentümer,
Undeutsch ist allein das hungernde Volk, das Werkvolk:
Das jetzt die Arme ausstreckt und bittet:
„Reicher! Besitzender! Laß unsere Kinder nicht verhungern!“ [172])

In ohnmächtiger Wut muß er ertragen, daß das Volk von all den Gütern, „die es erzeugt, erhält und aufbaut, für die es den Krieg erlitt“, nicht genug zum kärglichsten Leben erhält [172]). Vom mammonistischen Geiste verseuchte Deutsche und fremdrassige Elemente prägen mit Hilfe eines ihnen gefügigen Staates den widerlichsten Begriff von Deutschsein: „Deutschsein heißt satt sein, Sachwerte besitzen, vermehren.“ [172]) Empört wendet er sich gegen den verlogenen demokratisch-republikanischen Staat, der im Solde der „weißen Schmach, der Eigentumsbestie“ an einem einzigen Tage „mehr Menschen, hungernde, verzweifelte Arbeitsmenschen“ mordet, „als das ganze Heer der Alliierten mit Kanonen und Maschinengewehren in einem ganzen Jahr!“ [173]) Sein Haß richtet sich gegen die Repräsentanten dieses Staates, die großtuerisch versprochen haben, den sozialen Frieden, die Volksgemeinschaft zu verwirklichen, aber, endlich am Ruder, nur daran denken, ihren Profit zu sichern. Wie weit es mit dem Ansehen des Staates gekommen ist, zeigt ihm das gellende Singen der Kinder:

„Der Staat, der niemals sicher war, der Staat ist in Gefahr.
Was fürchtet denn der Staat? Das Volk, das er betrogen hat,
das fürchtet ja der Staat.“ [174])

Alles, was die Alliierten verlangen, erfüllen die Repräsentanten der Republik. „Es rasseln die Bonzen an die Verhandlungstische, das Volk in immer neue Versklavung zu verketten an ihre kettenbeladenen Herren!“ [175]) Deutlich wird ihm bewußt, daß die Väter von Versailles in den Repräsentanten dieses Staates willfährige Vollstrecker ihrer Forderungen finden. Das empört ihn umsomehr, weil er die zynische Gemeinheit des in diesem Vertrag wirkenden Willens herausfühlt und auch erkennt. „Wir tanzen nach der Hungerflöte, die Welt leistet sich kostenlos das Schauspiel, uns, den deutschen Bären, tanzen zu sehen! Unsere Schreie sind ihr höchstes Entzücken; auch du, mein Lied, bist

171) ebenda, S. 136.
172) ebenda, S. 136.
173) ebenda, S. 138.
174) „Mensch im Eisen“, S. 137.
175) ebenda, S. 114.

das Stöhnen des verendenden Tieres.“ [176]) Unmittelbar erleidet er wie das ganze Volk den satanischen Willen eines Clemenceau. Kaum Arbeit, kein Brot. Und sein Weib will ein Kind. Grausam verwehrt er es ihr. Schaudernd denkt er an das Schicksal seiner beiden schon vorhandenen Kinder. „Werden sie wie ich, versklavte, gefesselte Mammonsdiener; wie ich aus Brotnot, Mannpflicht, Maschinenknecht, heuchlerischer Schweiger, der mit kalter Hand sein überströmend Herz packt und es zurückstößt hinter den Magen?“ [177]) Noch nach Jahren klagt er „diese letzte unsagbare Schmach“, daß wir „in der stolzen Blüte unsrer Manneskraft — — — keine Kinder zeugen durften“ [178])! Muß er blutenden Herzens das fruchtbare Zeugen unterbinden, ist vielen repräsentanten Kreisen das unfruchtbare Geschlechtsleben eine selbstverständliche Mode, Ausdruck ihres entarteten Wesens, ihrer ichsüchtigen, mammonistischen Haltung. Erschreckend nimmt er es wahr, wie „der kinderlose, unfruchtbare, zeugungsunfähige Pflasterwallach — der Heros der Zeit“ wird [179]). Auf den „war alles Leben zugeschnitten. Der Notzüchter, der Onanist, der Lebenskrüppel, der Unfruchtbare war das Maß“ [180]). Es ist, als wolle man mit größter Diabolie dem Worte Clemenceaus, Deutschland habe zwanzig Millionen Menschen zuviel, in wenigen Jahren Lügen strafen. Überall Selbstmord! „Nacht für Nacht sehe ich, wie Millionen fruchtbarer Frauen mit blutendem Herzen und grauser Angst die erwachenden Keime töten, sehe ich ewigem Selbstmord zu!“ [180]) Keiner gebietet dem Selbstmord des Volkes Einhalt! Verzweifelt schreit er in die Zeit: „Warum brechen wir nicht auf wie ein Volk?“ [181]) Ein Fluch über sich und sein Volk ist der einzige, ohnmächtige Ausdruck seiner Verzweiflung:

„O Schmach über mich, Knechtsseele,
Unendliche Schmach über mich,
Schmach über uns Volk, Knechtsvolk!
Das für seine Herren und Peiniger werkt und darbt
und Blut läßt und Leben.“ [182])

Statt in entschlossener Einheit sich gegen die letzten Unterdrücker zu erheben, zerfleischt sich das hungernde Volk, das Werkvolk in nutzlosem Kampf um Gewerkschaftsmachtfragen, wird es von gewissenlosen Agitatoren zu einem volkszerstörenden Kampf aufgehetzt. „Arbeiter mit ihren Kindern, Müttern, Weibern“ ziehen drohend durch die Straßen, brüllen immer wieder: „Nie wieder

[176]) ebenda, S. 152.
[177]) „Mensch im Eisen“, S. 129.
[178]) ebenda, S. 183.
[179]) „Mensch im Eisen“, S. 183.
[180]) ebenda, S. 184.
[181]) ebenda, S. 139.
[182]) ebenda, S. 139.

Krieg!“ [183]) Resigniert sieht der Dichter diese nutzlosen, gefährlichen Demonstrationen. „Mein Junge, wie arm sind wir geworden! Wie arm, wie entsetzlich arm! So lange ist das noch nicht her, da trugen die Arbeiter Schilder in ihren Zügen mit den großen und schönen Worten: Für Freiheit und Gerechtigkeit! Für den Achtstundentag! Brot allen Menschen! Friede durch Recht!“ [184]) Schmerzlich muß er erkennen, daß dieses Volk den unheimlichen, zerstörenden Krieg im eigenen Lande nicht achtet. „Inmitten des geschlagenen, vergifteten, werkenden Volkes“ geht er taubstumm einher, während seine Brüder, die Arbeiter „an Straßenecken, beim Abschiednehmen, beim Warten auf einen Zug, eine Trambahn, auf Aborten, bei künstlich verlängerten Arbeitspausen“ immer nur reden. „In abendliche Versammlungen gossen sie Ströme von Reden, Gegenreden, Widerreden“, durchschwirrten „helle, durchdringliche Worte“ den Saal, „Grausen und Angst verbreitend“. Hoffnungslos hört er die verzweifelten Schreie, die bewußten Verhetzungen an, sieht er diesem nutzlosen, bewußt entarteten Schauspiele zu. Er „kann nichts als schweigen. Schweigen als Sühne für unbedachte, ungewollte Worte, schweigen im Werkschweiß, in Hungerarmut, schweigen in trostloser Menscheneinsamkeit“ [185]).

So wird er verstoßen von seinen werkenden Brüdern, weil er ihre Gewerkschafts- und Parteipolitik nicht bejahen kann, bedroht von den Separatisten, weil er sich weigert, Deutschland, sein Deutschland für ein Linsengericht zu verraten, sich weigert „unterm Schutz des Völkerbundes — — — die Reparationen zu schaffen“ [186]), verfolgt von den Deutschen, weil er „nicht zum Mord am deutschen Volk: Hurra! schreien kann“, weil er „kein Patriot ist, kein Kommunisten-Fresser, Franzosen-Drescher“ [187]). Er teilt das Schicksal seines Helden Siegfried, der von seinem Werkvolk zum Opfertod gezwungen wird. Einsam tastet er „im Dunkel an den Hürden deines Landes vorbei, ein Ausgestoßener im Volk“, hat er „keine Heimat im Pferch deiner Parteien“ [187]). „Jeder Büttel beäugt mich, argwöhnisch, jeder Posten grinst mich an: „In dir liegt das deutsche Volk begraben, verreckt an seiner eigenen Knechtsseligkeit!“ [188])

---

183) „Mensch im Eisen“, S. 116.
184) ebenda, S. 116.
185) ebenda, S. 101.
186) „Mensch im Eisen“, S. 133.
187) ebenda, S. 150.
188) ebenda, S. 151.

IV. Die Überwindung der inneren und äußeren Not durch die kosmische und völkische Wiedergeburt.

1. Die Wandlung der wirtschaftlich-politischen, völkischen Krise zur Krisis der menschlichen Existenz überhaupt.

Verfallen mit seiner Werkwelt, verstoßen von seinem Werkvolk, verfolgt von den Deutschen, erfährt er das Schicksal des vereinsamten Menschen und Deutschen. Einst erlebte er die „magische Partizipation aller Werkleute“ [189]) „in den feinsten Schwingungen der Vibration, im leisen Aufzucken der Glühlampen, im Hindonnern der Eisenbahnen und Lastwagen“. Von überall her kam Antwort ihm: „Auch hier ein Bruder!“ [190]) Seitdem seine schöpferische Seele nicht mehr am Werk ist, er „nicht mehr mit Leib und Seele bei der Arbeit sein“ kann, ist ihm auch dieses beglückende Erlebnis zerstört. Vergeblich hofft er, in der Solidarität aller Schaffenden Trost und Erlösung zu finden. Allnächtlich sitzt er vor seinem Fenster, sendet Worte der Kameradschaft an seine „Brüder im Banne des Eisens“, an die Bergleute, Spinner und Weber, „auf den drahtlosen Strömen der Sympathie die Worte an alle“ [191]). Aber sie wenden alle ihr Gesicht von ihm ab, wollen und können ihn nicht verstehen, fühlen nicht: „wie ich euch durchs Herz zucke als Gedanke der Kameradschaft und Genosse des Weltwerks.“ [192]) Aus seinem nächtlichen Rufen dringt ihnen ein unverständlicher Schrei entgegen, der nicht aus typisch proletarischem Erleben geboren werden kann. Es ist der verzweifelte Schrei eines Menschen, der im Kampf gegen den Dämon Mammon zu unterliegen droht, der verzweifelte Schrei eines Volkes, das methodisch zu verhungern, zu sterben gezwungen wird. So wartet er und wartet vergeblich auf Antwort.

„Bin ich der einsame Kamerad auf verlorenem Posten?
Der in die Welt funkt, aushält und auf Antwort wartet,
Nacht für Nacht, Frage und Botschaft an Alle?
An alle, alle, alle Menschen.“ [193])

In der eisigen Einsamkeit seines Ich zergrübelt er das Geschick. „Ich grub mich, vergrub mich ins Denken, Denken, Nacht um Nacht.“ [194]) Die soziologisch-wirtschaftliche, politisch-völkische Krisis wird zu einer Krisis der menschlichen Existenz überhaupt. Dichterisch wird sie sowohl in „Siegfried“ wie in „Mensch im Eisen“ gestaltet. Bei

189) Jost: „Die Mechanisierung des Lebens“, S. 132.
190) „Mensch im Eisen“, S. 94.
191) „Mensch im Eisen“, S. 96.
192) ebenda, S. 95.
193) ebenda, S. 96.
194) ebenda, S. 90.

seiner Heimkehr aus dem Kriege ist er zufrieden mit Gott und seiner Welt. Das Leben der Werkwelt ist ihm der Abglanz des Lebens. Die Arbeiter sind seine Freunde. „Aus den Geheimnissen ihrer Herzen empfange ich alle Mysterien der Erdenschaft.“ [195]) Ihr Umgang genügt ihm. „Ich brauche die Bücher nicht mehr.“ [195]) Doch nicht lange währt dieser glückliche Zustand. Das problematische Erlebnis seiner Werkwelt und seiner Zeit zwingt ihn in die „Löwengrube der Gedanken“ [196]). Er kann es nicht fassen, „daß es nur einen Gott geben soll für die Pest des Reichtums und für die Pest der Armut“ [197]). Die Kirche vermag ihm in diesem Kampfe längst nicht mehr die innere Lösung zu geben. Ihr Glaube „war arm geworden, ging um Gebote und Vorschriften, verzieh die Sünde und versprach Gnade“ [198]). Die Erfahrung zerstört seinen Glauben an eine sinnvolle göttliche Ordnung, an den gerechten Gott. Nacht für Nacht schreit seine Seele vor sinnlosem Schmerz: „Warum, Schmied, bist du auf Erden?“ [199]) In dieser hoffnungslosen Not seines Werkvolkes sieht er sich auf sich als die einzige Hilfe verwiesen. „Was geht dich Gott an und seine Gerechtigkeit, wenn ein Kind stirbt? Du kannst helfen: Schraube die Motore von den Fundamenten, werfe die Maschinen heraus, verkauf den Schrott, die Werkzeuge! Schaff Geld: Ein Kind stirbt, ein Weib verdirbt!“ [200]) Doch im Gegensatz zu vielen seiner Werkbrüder ist die heroische Solidarität ihm kein entscheidendes religiöses Erlebnis, keine neue Religion, durch die das Leben einen neuen metaphysischen Sinn empfängt. Immer wieder sucht er darum nach dem letzten Sinn dieses Lebens, nach dem erlösenden Wort, „das in die Mitte der Welt gestellt ist und wie ein Scheinwerfer, hin durch alle Vergangenheiten, Gegenwarte und Zukunfte, die dunklen Geheimnisse erleuchtet.“ [201]) Einst offenbarte es sich im christlichen Glauben und Erleben — „da hieß dies Wort: Gott!“ [201]) Im Laufe der Krisis wird ihm deutlicher bewußt, daß das erlösende Wort, das „wie eine Wasserwaage das urhaft Eine, das Gründige, das Ganz-Wahre angibt“ [201]), im fruchtbaren, schöpferischen, zeugenden Prinzip umschlossen liegt. Dies Prinzip zu verwirklichen, wird ihm zur Sinnwerdung des Lebens. Im Dunkel der Tage ist ihm die Erinnerung an die Stunde fruchtbarer Zeugung, wo das Wort „endlich, endlich Gestalt“ wurde [202]), ein tröstendes, beglückendes Erlebnis, ist ihm das Wunder des Werdens, da „aus Blut und Schleim aufging“ das Kind, die Verleibung des Wortes.

---

[195]) ebenda, S. 65.
[196]) ebenda, S. 121.
[197]) ebenda, S. 67.
[198]) „Hammerschläge“, S. 247.
[199]) „Mensch im Eisen“, S. 106.
[200]) ebenda, S. 131.
[201]) „Mensch im Eisen“, S. 96.
[202]) ebenda, S. 97.

„Zwischen Kinderlallen und letztem Schrei der Gebärenden,
ward das Wort beschlossen.
Das Wort war Fleisch geworden und wohnte mit uns." [203])

Aus der Erkenntnis dieses Prinzipes werden auch seine impulsiven Sehnsuchtsergüsse in die Natur begreiflich. In seiner Werkwelt ist er dazu verurteilt, ohne Lust und Liebe, ohne schöpferischen Eros einzig aus Brotnot seine Arbeit zu tun. Der Geist der Zeit prägt das Unfruchtbare zum Maße aller Dinge. „Nach diesem Maß wurden wir gemessen, wurde uns zugemessen." [204]) Die Situation der Zeit zwingt ihn zuletzt, sich diesem Maße selbst in der elementarsten Sphäre des Menschen, im Geschlechtsleben, zu unterwerfen. In der Natur aber erlebt er ja seit frühester Zeit das Walten des Eros. Als „Formen, Schaffen, Zeugen" empfindet und beschreibt er ihr Wesen [205]). In ihrer Nähe quillt seine steril gewordene menschliche Natur zu neuem Leben, zu schöpferischem Verlangen wieder auf. In den Strahlen der Sonne, des „Ur- und Erzvaters aller Väter und väterlichen Dinge, aller Kraft und Zeugung" [206]) wird er durchblutet, beschenkt wie Pflanze und Tier [207]). Sehnsüchtig sieht er die wunderbare Entfaltung der Natur, in der das Prinzip harmonisch sich auslebt. Resigniert ob seines menschlichen Schicksals fragt er:

„Und wo, wann habe ich einmal läuten hören, daß auch der Mensch —
Natur, ein Stück Natur — sei — oder sein sollte?" [208])

Whitmans Frage: „Weshalb sollte ein Mann oder ein Weib nicht ebenso tun, wie die Jahreszeiten und ebenso sich entfalten?" ist auch seine Frage [209]). Doch durch die Problematik seines Schicksals kommt dies in ihm schlummernde Prinzip nicht zur Entfaltung. Immer stärker natürlich steigert sich dadurch der Druck der unbefriedigten Kräfte des Eros, sodaß sein Körper zermürbt, sein Geist von Fieberträumen zerquält wird, zwar nicht im Freud'schen Sinne von Wunschbildern erotischen Lebens, sondern von dämonischen Bildern der Werkwelt, die ihn eben in die Krankheit und Fieberträume des unbefriedigten Schöpfers und Zeugers und Menschen stürzt. Maschinen, hydraulische Pressen, „Hochöfen mit grellen Flammenhaaren" werfen sich über ihn, drohen ihn zu vernichten [210]). In sinnlosen Worten schreit er nach Hilfe. „Einsam, wie ein Verwundeter liege ich im Getobe der Werkschlacht." [211]) Erst die Flucht in die Nacht, in die

[203]) ebenda, S. 98.
[204]) ebenda, S. 184.
[205]) „Siegfried" in Orplid 25/26. 5. Heft, S. 162.
[206]) „Siegfried" Orplid 25/26, 5. Heft, S. 183.
[207]) „Mensch im Eisen", S. 76.
[208]) ebenda, S. 111.
[209]) Whitman: „Grashalme", S. 22.
[210]) „Mensch im Eisen", S. 119.
[211]) ebenda, S. 121.

Felder hinein, wo er erschöpft „in einer breiten Furche zwischen zwei frisch gepflügten Äckern" versinkt, befreit ihn von diesen dämonischen Fieberträumen [212]). Als er „so da lag, ein Toter, nackt, ein Toter, still", da hungert ihn jäh nach Leben, nach Erde. Er bricht eine Scholle Erde und ißt und ißt, steckt „Krum auf Krume in den Mund, indes die Tränen aus den Augen" rollen. Unter dem Locken und Schluchzen eines Nachtigallenpärchens zerbricht zuletzt die verhärtete Kruste, die das zeugerische Verlangen, die pontiellen Kräfte des Eros umschließt.

„Beseligt und zerrissen warf ich zurück ins Feld, die greifenden Hände
klammerten armweit die Schollen,
in zuckenden Schmerzen wühlte ich mich in die Erde,
mit Händen und Füßen grub ich in den weichen Boden hinein
und sank, versank; ward stille,
bis die Erde saugend mich und meinen Samen trank." [213])

Die übersteigerte, unerträglich gewordene Sehnsucht nach „Formen, Schaffen, Zeugen" findet somit im elementaren Samenerguß symbolisch ihre Erfüllung.

2. *Die Ganzheit und Einheit des Menschen als Voraussetzung eines fruchtbaren Lebens.*

Bis in die letzte Klarheit hinein versucht er die Frage zu beantworten, warum gerade in der Zeit der Entwicklung das fruchtbare, schöpferisch-zeugende Prinzip, das Urprinzip wie Whitman es einmal nennt, nicht mehr als das bestimmende, erlösende Wort erlebt und anerkannt wird. Die Entwicklung und die Technik sind ihm dafür nicht der letzte Grund, im Gegenteil, er empfindet sie ja als gültigen Ausdruck jenes Prinzipes. Wir werden noch sehen, daß er durchaus in der Lage ist, innerhalb der mechanisierten Welt fruchtbar und zeugend zu leben. Der Dichter läßt den entscheidenden Grund durch den Maler van Hoogstraaten aussprechen: „Wir denken den Willen der Natur und tun ihn nicht; wir haben die Natur überwunden, in uns getötet und verschmachten in grenzenlosem Heimweh nach ihr. Wir haben den Geist aus der Natur hinausgenommen, wie den Saft aus einer Pflanze, der uns nun vergiftet." [214]) Die Säkularisierung des Geistes und die damit verbundene Intellektualisierung des Lebens hindern den Menschen, fruchtbar und zeugend zu leben. „Als sei Keim und Seim verfault in uns, so stößt uns die zeugende Mutter (Natur) fort von sich. Darum sind wir so fremd der Erde und ihrer Lust." [215])

---

212) „Mensch im Eisen", S. 119.
213) ebenda, S. 120.
214) „Siegfried" Orplid 25/26, 5. Heft, S. 164.
215) ebenda, 5. Heft, S. 163.

Die Einheit des Menschen ist zerstört, weil der Geist sich eigenmächtig aus seiner funktionalen Beziehung zum Ganzen gelöst hat. Der Geist ist die alles bestimmende Größe geworden, ohne aber in sich eine erlösende, letzthin befriedigende Kraft zu bergen. Immer wieder sehnt sich der Dichter darum aus dieser sterilen Atmosphäre zurück in die natürliche Einheit des Menschen, in die Einheit von „Kraft und Wille, Geist und Blut“ [216]). Im Leben der Natur glaubt er eine ihrem Wesen konforme Einheit zu finden. Im Erleben ihres harmonischen Bildes wird er sich seiner Zerrissenheit deutlich bewußt. eine romantisch-sentimentale Natursehnsucht ist die unmittelbare Folge. Als ein „Verdammter, von Menschen gefangener Mensch“ [217]) wünscht er in seiner Verzweiflung:

„Ein Tier will ich werden, von Früchten und Kräutern mich nähren.
In den Wäldern schlafen, in allen erbarmungsvollen Falten
der Natur!“ [218])

Er will die Sprache verlernen, „stumm sein wie die Kreatur“ [219]). Nicht als ob in den Tiefen seines Herzens „das freie, in seiner Naturverbundenheit ungebundene Dasein des Tieres“ ihm als ein begehrenswerter Zustand erscheint [220]), er weiß genau, daß der Mensch mehr ist als vegetative, animale Natur, daß die Einheit des Menschen qualitativ eine andere ist als die der Natur. Was ihn trotzdem immer wieder sehnsüchtig nach der Natur verlangen läßt, ist allein die Tatsache, daß in ihr sich alles Leben in einer tieferen Einheit gleichmäßig stark offenbart. Er sehnt sich nicht nach dem vegetativen, animalen Leben, sondern nach der Einheit der existentiellen Erscheinung. So bewundert der Maler van Hoogstraaten, der ja durch das Erlebnis der sozialen Frage an sich und der Welt verzweifelt, zwar den vom Instinkt noch beherrschten Siegfried, der in ruhiger Geschlossenheit wie ein Stück Natur dahinlebt, aber der Zustand Siegfrieds scheint ihm wenig begehrenswert, die wunderbare Einheit seines Wesens nicht verwandt jener Einheit, die der Mensch im Laufe seiner Entwicklung verloren hat. An der Tänzerin Abel Whitefood erlebt er dagegen die einzigartige Einheit einer existentiellen Erscheinung, von der er sagen kann, daß sie seiner verlorenen Einheit wirklich konform sei. Das Spiel ihrer Glieder, der Rhythmus ihres Tanzes wird ihm symbolischer Ausdruck für die vollendete Einheit des Menschen. „Ich sah und sah nicht: Wir zwei, der Bär (Siegfried) und ich, der Stärkste und Schwächste der Menschenkinder, der Jüngste und Älteste einer Rasse,

---

216) „Mit brüderlicher Stimme“, S. 177.
217) ebenda, S. 133.
218) „Mensch im Eisen“, S. 29.
219) „Mensch im Eisen“, S. 29.
220) Jost: s. o. S. 130.

uns war das alles nur Spiegel — — —“ [221]). An ihrem Tanze wird ihm offenbar, was er „verloren und der Bär noch nicht besaß.“ [222]) Wie Zarathustra-Nietzsche ahnt er im Tanze das Göttliche, das „Gottbild“ des Menschen [223]). Hier ist Leib, Seele, Geist in Gebärde und Rhythmus gestaltet. Zarathustra bekennt aus dem Erleben, gelöst zu sein von aller einseitigen Schwere, aus dem Erleben, den ganzen Menschen glücklich entfalten zu können: „Jetzt bin ich leicht, jetzt fliege ich, jetzt sehe ich mich unter mir, jetzt tanzt ein Gott durch mich.“ [224]) Ein verwandtes Erlebnis drängt sich dem Maler-Dichter beim Anblick des tänzerischen, sportlichen Spieles der Jugend auf. „Beim Anblick dieser tanzenden Jugend wurde mir wohl zumute.“ [225]) Eine Schwedin berichtet ihm in dieses Erlebnis von „neuen uralten Tänzen“, „die ohne Musik, ohne große Bewegung getanzt werden. Unheimliche Tänze, manche sind wie stumme Pantomimen, als stellten sie den Rhythmus der Bauernarbeit da mit Harken, Säen, Mähen; aber dann bricht plötzlich eine Welle Bewegung hervor, die so irrational ist, daß nichts als in Heben und Senken der Hände gebannter Traum einer Landschaft, eines Jahres, eines Lebens dich überfällt.“ [226]) Die Polarität des Lebens wie Sein und Schein, Gehalt — Gestalt, Traum und Wirklichkeit, Arbeit und Spiel, Leib und Geist, Rationalität — Irrationalität erlebt er plötzlich im Spiegel des Tanzes als eine tiefere Einheit, als eine Ganzheit. Aus Hören und Schauen wird es ihm „unheimlich klar, daß der menschliche Körper die Offenbarung werden mußte, die uns bis jetzt durch die Kunst der Dichter, Maler, Musiker von Gott und Welt wurde“ [227]). Durch die Verhüllungen des Tanzes und des Sportes erblickt er das fruchtbare, schöpferisch-zeugende Prinzip, sublimiert im Bilde des Eros. „Eros, die erste und letzte Unmittelbarkeit, er sprang mir entgegen von den Fußballplätzen und aus den Turnhallen, glänzte auf den Leibern in den Schwimmbädern, und ihn krönte man, wenn der Sieger im Boxkampf auf den Händen der Begeisterten vor die Menge getragen wurde.“ [228]) In Spiel, Tanz und Sport des Menschen wird der Eros die gestaltende Mitte unseres Lebens, durch ihn der Mensch in seiner göttlichen Ganzheit entfaltet, zu einer nur ihm konformen Einheit seines polaren Wesens vollendet. Aus nordischem Geiste ersehnt er den olympischen, den apollonischen Menschen. In seiner Verzweiflung überkommt ihn immer wieder die beglückende Vision des durchseelten, vollendeten Lebens apollonischer Menschen:

---

221) „Siegfried“ Orplid 25/26, 2. Heft, S. 46.
222) „Siegfried“ in Orpl. 25/26, 2. Heft, S. 46.
223) „Mit brüderl. Stimme“, S. 134.
224) Nietzsche: Zarathustra, S. 43.
225) „Siegfried“ Oplid 25/26, 5. Heft, S. 188.
226) ebenda, S. 188/89. 227) ebenda, S. 189.
228) „Siegfried“ in Orplid 25/26, 5. Heft, S. 189.

„Hoch im Gebirg verirrt brach ich durch Fels und Gesträuch,
da tönte junger Stimmen Gesang in klingende Saiten,
Gestalten flogen im nackten Tanz,
Mädchenleiber, sonnenbraun, wehende Haare,
Schwingende Glieder,
Jünglinge, wiegend in geschmeidiger Kraft,
In Licht und Glanz, in Fülle der Freiheit,
In freudigem Reigen." [229])

Erstaunt nimmt er wahr, wie diese Fröhlich-Tanzenden zu Harke und Rechen greifen, werken und singen, „paradiesischer Lust voll in Arbeit und Ruhe", während er von der Arbeit, von der „Jagd nach dem Glück, dem Geld, der Pflicht, dem Kampf ums Brot", von Gedanken zerquält, „von Wahnwolken umdüstert" wird [230]). In ihnen findet er tiefste Einheit von Leib, Seele und Geist. Das Zarathustrawort erfüllt sich ihm an ihrer Erscheinung: „Redlicher redet und reiner der gesunde Leib, der vollkommene und rechtwinklige: und er redet vom Sinn der Erde." [231]) Keine Kirche, keine philosophischen Ismen vermögen ihn aus seiner sterilen Atmosphäre zu ziehen, ihn mit frohem Leben zu füllen, einzig das Spiel und Leben des olympisch-apollonischen Menschen, des Leib-Seele-Menschen beglückt und erlöst ihn, wird ihm zu sinnvollem Leben. In höchster Not vertraut er sich darum nicht den Priestern, den Philosophen, nicht den Genußmaterialisten, nicht den Geistidealisten, sondern dem Menschen, dessen „ganzer Leib war Gesicht", der den Tag begann „mit Tanz und Spiel der Glieder" [232]). Ihm nur vertraut er sich, von ihm läßt er sich willig belehren in den Gesetzen des Leibes. Er lehrte „mich einordnen in die lebendige Welt", „mich aufzuschließen, daß die wirkenden Kräfte des Alls hineinstürzten in mich" [233]). Seine Sehnsucht ist der von kosmischen Kräften durchflutete Mensch; im apollinischen Menschen sieht er dieses Wunschbild verwirklicht. Statt Rückkehr zum Vegetativen, Animalischen, zum primitiven Naturmenschen, fordert er daher die Rückkehr zur Ganzheit, zur Einheit des Menschen, zu „Kraft und Wille, Geist und Blut" [234]).

Im Weibe glaubt er die Ganzheit und Einheit des Menschen noch in etwa gewahrt, er ahnt, daß ihr Leben noch vom Eros bestimmt wird. Zum Weibe sehnt er sich daher nicht nur aus der Polarität des Geschlechtes, sondern auch „aus Heimweh-Herz-Tiefe, aus Sehnsucht nach dem verlorenen Erdparadies" [235]). Das Weib, die Mutter, das mütterliche Wesen steigert sich ihm aus diesem Erleben zum Mythos,

229) „Mensch im Eisen", S. 167.
230) ebenda, S. 168.
231) Nietzsche: Zarathustra, S. 34.
232) „Mensch im Eisen", S. 170.
233) „Mensch im Eisen", S. 173.
234) „Mit brüderl. Stimme", S. 177.
235) ebenda, S. 78.

der nicht nur die Fruchtbarkeit umschließt, sondern vor allem auch eine wunderbare Einheit der existentiellen Erscheinung offenbart. Der Muttermythos wird ihm so beredter Ausdruck seiner Sehnsucht nach dem Menschen der Ganzheit, der tieferen Einheit. Das Bild Mutter und Kind ist ihm nicht nur bildhaftes, gleichnishaftes Erlebnis, ist ihm zugleich substantielles Erlebnis der vollendeten Einheit des Menschen. In überströmender Freude sieht er Mutter und Kind, sieht er, wie

„Das Kindchen sog an ihrer vollen Brust, sog und sog
aus ihrem Leibe die nährenden Säfte in rinnendem Tropfen.
Süße Befriedigung atmete auf den Gesichtern von Mutter und Kind.
Hingegeben dem strömenden Fließen aus der freispendenden Fülle
trank das Kind! Eine unendlich reiche, sanfte Vereinigung in
innigster Liebe." [236])

Hier erlebt er die Einheit, die Ganzheit des Menschen in der Vereinigung von Mutter und Kind, in dem Verhältnis von Ich und Du. Intuitiv erlebt und erkennt er, wie das Ich und Du sich in ihrer Entfaltung benötigen. Der wahrhafte Mensch verwirklicht sich eben erst in der Gemeinschaft und durch die Gemeinschaft. Was er an Mutter und Kind urtief erschaut, wird ihm in entscheidenden Situationen mehr oder weniger deutlich bewußt. Die Beziehung zum Du, zur Gemeinschaft, zum Volk ist urgegeben und einfach notwendig für eine volle Entfaltung des Menschen. Mag er bekennen: „Verstoßen von der Welt, dem Vater Staat, unserer heiligen Mutter, der Kirche, als Ausgebeuteter, Leergesogener, Schale, entkernt, verdorrtes Reis" [237]), die Urbeziehung zum Du läßt vollends sich niemals zerstören, lebt dunkel in ihm fort, wenn auch in einem wenig glücklichen Bewußtsein: „hinabgestoßen zu dir — Urgrund des Volkes." [237]) Doch selbst in verzweifelten Stunden bekennt er es unmittelbar aus tiefer Überzeugung: „Ich bin nicht allein, bin Volk; darum klage ich nicht." [238]) Er lebt nur aus der Beziehung zum Du, zur Gemeinschaft, aus dem Erleben der Gemeinschaft wird er ja erst zum Dichter, wird er zum Sänger des Wir. So entflieht er vergeblich dem Du, der Gemeinschaft des Volkes. In Gletschereinsamkeit, in die er sich zu retten sucht, erfährt er es stärker, daß wir unser Leben ohne „Mensch! Weib! Bruder!" [239]) nicht zu ertragen, geschweige zu gestalten vermögen. Aus starkem Erleben bekennt er es offen:

„Hellern und tieferen Glanz als alle Firnen
glüht allewiges Brudertum!" [240])

---

[236]) „Mensch im Eisen", S. 199.
[237]) ebenda, S. 146.
[238]) „Mensch im Eisen", S. 99.
[239]) ebenda, S. 162.
[240]) ebenda, S. 163.

Wobei das Brudertum wesentlich die Beziehung zu den Arbeitern, zu seinem Werkvolk, zu seinem Volke umschließt. Zu der harmonischen Entfaltung seines Ich genügt ihm nicht nur die Gemeinschaft schon vollendeter, apollinischer Menschen, wie er sie fern seiner Heimat visionär im Gebirge staunend erblickt, sondern dazu benötigt er ebenso stark seiner Werkwelt, des werkenden Bruders. In Fieberträumen sehnt er sich aus dem glücklichen Gefilde der apollinischen Menschen zurück in die Stadt, zu den Nietkolonnen, zu seinem Werkvolk [241]). In seiner Werkwelt, bei seinen werkenden Brüdern hofft er die Gemeinschaft endlich zu finden, die für die volle Entfaltung seines Menschen notwendig ist.

Ebenso ist er sich darüber klar, daß die Einheit und Ganzheit des Menschen sich nicht wiedergewinnen läßt außerhalb der geschichtlichen Situation, durch die Flucht aus der Zeit. Romantisch oder verzweifelt mutet es an, wenn er alles verkaufen will, „unsere schönen Möbel, die Motore, die Stangen, Träger, Platten, die Werkbank und die Maschinen, Grund und Boden, alles, alles!", nur um

> „ — endlich keinen Lohntag mehr, keinen Tarif,
> Keine Kalkulationen, Auseinandersetzungen." [242])

„Die sinnlosen Maschinen" will er verlassen, Siedler will er werden. Bei der Mutter Erde hofft er den Frieden wiederzufinden, hofft er, die Tage wieder sinnvoll zu leben. „Ich will dir in Demut dienen, Mutter Erde, ich will dein Sohn sein; laß mich mit meinem Weibe, mit meinen Kindern zurückkehren, Erde, Mutter, und bei dir bleiben bis wir wieder werden, was wir waren: Erde." [243]) Aber im Herzen muß er sich selber gestehen, daß er als Kesselschmied nie und nimmer zum Siedler taugt, muß er sich eingestehen, daß es feige ist, aus dieser Werknot zu fliehen: „Bleibe bei deinem Volke, leide mit deinem Volke; sei was du bist, ganz: Werkmann im Werkvolk." [244]) Selbst die vollzogene Flucht ins Gebirge bringt ihm weder schöpferische Ruhe noch Frieden. Lebensverlangen und Lebenskraft seines Wesens stehen ebenso wie das Gemeinschaftserlebnis dem Ideal des Einsiedlers, dem „Klarheits-Rausch" [245]) hindernd im Wege. In dem „Sang an die Hände" verdeutlicht er diese Situation. In Gletschereinsamkeit, wo weder Freud noch Schmerz, wo „Schlaf allem Fleisch, Ruh allem Blut" [246]), sind seine werkgewohnten Hände ohne Aufgabe sich überlassen.

---

241) ebenda, S. 169.
242) „Mensch im Eisen", S. 124.
243) ebenda, S. 125.
244) ebenda, S. 127.
245) ebenda, S. 162.
246) ebenda, S. 161.

„O! Meine Hände, zitternd, ohne Kraft,
schon abgespannt ins Leere, wie starrt
ihr guten Hände mir in mein Gesicht?
Wie hebt ihr euch, wie weht ihr auseinander,
ihr Liebes-Arme, krümmt euch,
wen wollt, voll Sehnsucht, ihr empfangen?
Tat-Arme, Ihr! duldet nicht länger, aufgereckt
in tote Himmel hinzuschrein?
Satt der Ekstasen, die euch willenlos
ins Leere aufgeschleudert!
Ihr starrt mich an mit allen Poren-Augen." [247])

Hier in der Einsamkeit versteht er ihre Sprache, fühlt er ihr Drängen, zu schaffen und zu kosen, begreift er, daß sein Leib noch nicht zum Untergange, „zur ewigen Schönheit reif" ist.

„O, Erdleib stark, o schöne Kraft! O Schaffer-Lust!
O Zeugungssturm!
Mensch! Weib! Bruder!
Werk! Tat! Tag!
O Erde du!" [247])

3. *Die Heimkehr des Menschen in die natürliche, kosmische Ordnung.*

Lebensverlangen, Lebenskraft und das Gefühl, dem Arbeitervolk unlöslich verbunden zu sein, treiben ihn wieder hinab in den „Städtetanz", den werkenden Menschen entgegen. „Abschleudre deinen Gott der Stille in Mietskasernen, Kohlenschächte, Hüttenwerke!" „Laß deine Fäuste in Wollust der Arbeit keuchen!" [248]) Hier erst, bei seinem Werkvolk, in seiner Werkwelt, hofft er wieder zu leben. Aber bitter muß er erfahren, daß all dies nicht stark genug ist, das fruchtbare, schöpferisch-zeugende Prinzip innerhalb der proletarischen Situation, einer mammonistisch verseuchten Welt zu verwirklichen, das alltägliche Leben mit Eros zu durchbluten. Nur die Erkenntnis, ohne Werkvolk und Werkwelt nicht leben zu können, hält ihn zurück, bestimmt ihn dazu, das widerstrebende Leben an die Maschine zu zwingen. Erst als wieder „Kampf überall, überall Revolte" [249]), flieht er entsetzt ins Gebirge zurück, nicht feige, sondern verzweifelnd darüber, daß der mammonistische Geist nicht aus der Werkwelt, aus Arbeitgebern und -nehmern zu bannen ist. Wie aber soll dann das soziale Problem und damit das Problem des Menschseins endlich gelöst werden? Von dieser Frage wird er und in ihm der Maler van Hoogstraaten zerquält und zermartert. Die Tänzerin Abel Whitefood verweist den Maler aus seiner dumpfen Verzweiflung auf die rettende Erkenntnis, die soziale Frage durch den lebendigen Wandel des Ich, des Menschen

[247]) „Mensch im Eisen", S. 162.
[248]) ebenda, S. 163.
[249]) ebenda, S. 166.

zu lösen. „Heraus aus der fixen Idee, die soziale Frage sei eine kollektive Angelegenheit." „Nein, mein Junge, glaub es mir, die soziale Sache ist eine persönliche Angelegenheit, eine Privatsache, wie jede Religion." [250]) Ein gleiches Bekenntnis, wie der Führer der Deutschen Arbeitsfront es vor kurzem noch aussprach [251]). Der Mensch in seiner persönlichen Haltung gegenüber dem Leben überwindet oder verstärkt das soziale Elend des Werkvolks. Noch begreift es der Maler-Dichter nicht, begreift nicht das wunderbare Bekenntnis, das dem Worte Nietzsches „Nicht durch Zorn, sondern durch Lachen tötet man" [252]) wesentlich verwandt scheint: „Ich zertanze die Ketten, die den Menschen fesseln, zersinge, zerspiele sie! Ich bin der lebendige Gesang des Lebendigen; an unserem Spiel wird das Gebaren der Welt, die sich weise dünkt, ein Gelächter und eine Scham — die Welt der Mächtigen gebiert nur Haß, Verzweiflung, Erbärmlichkeit — die Welt ohne Schönheit stirbt. Wir aber sind die Künftigen!" [253]) Der olympisch-apollinische Mensch, der Mensch der Ganzheit und tieferen Einheit wird auch das soziale Problem lösen. Diesen Menschen zu erziehen, der aus seiner tieferen Einheit zugleich „das Tragische aller Dinge fühlt" [254]), bleibt der einzig fruchtbare Weg, den mammonistischen Geist zu überwinden. Der Weg zu diesem Menschen beginnt in der Selbsterkenntnis. In den Fieberträumen erblickt van Hoogstraaten wieder den gräßlichen Metzger der immer wieder den Menschen im Eisen schlachtete, doch „ich sehe jetzt erst, daß es mein Gesicht ist, neu, nur vergröbert, durch einen Zerrspiegel gesehen . . . . ich sehe es jetzt mit meinen Augen, daß ich der Metzger bin" [255]). Die Erkenntnis, daß der Mammonismus das Leben verseucht, die totale Krisis des Menschen heraufbeschworen hat, weitet sich hier zur fruchtbaren Selbsterkenntnis [256]). Und von dort ist nur ein Schritt zur sittlichen Forderung: der Mensch, das unmittelbar persönliche Ich muß wieder natürlich, rein und demütig werden. Hoch im Gebirge findet der Dichter den Lehrer und Erzieher, der ihm behilflich ist, den „Mensch — Feind — Mammon" [257]) in sich zu überwinden, ihn zu einem natürlichen, reinen und demütigen Menschen zu erziehen. Der Mensch-Feind-Mammon aber ist nicht zu bändigen, „indem du ihm den Spiegel vorhältst und die Leiden der Opfer besingst" [258]), sondern einzig durch seine rücksichtslose Ausmerzung, durch die Selbstüberwindung. „Gib ihm das Messer ins Gekröse! Er ist reif! Dir liegt er am

250) „Siegfried" in Orplid 25/26, 2. Heft, S. 44 und 45.
251) vgl. Rhein. Landeszeitg. Beil. „Arbeit und Nation" v. 26/8. 36.
252) Nietzsche „Zarathustra", S. 43.
253) Orpl. 25/26, 2. Heft, S. 45.
254) „Siegfried" Orpl. 25/26, 2. H., S. 39.
255) ebenda, 7. H., S. 259.
256) vgl. Werner Sombart: „Deutscher Sozialismus", Berlin 1934.
257) „Mensch im Eisen", S. 171.
258) ebenda, S. 171.

schwersten im Nacken! Du hältst ihn künstlich lebendig, aus Angst, daß Du in dem Unrat ersäufst, der aus seinem verpesteten Kadaver quillt." [259]) Unter Anleitung des Lehrers und Erziehers, eines wahrhaft apollinischen Menschen, vollzieht sich in ihm der reinigende Prozeß. In frischer reiner Natur, „in tiefer Einsamkeit — — — quollen aus meinem Fleisch Beulen wie giftige Pilze, brachen auf, Eiter und Blut schwoll heraus" [260]). Tröstend und lächelnd weist ihn der apollinische Menschenfreund auf den stinkenden Eiter- und Blutfluß: „Da fließt nun hin, was sich zwischeen dich und dein Glück gedrängt. Da fließen hin deine Gedanken, dein Haß, deine Mißverständnisse: Dein alter Adam kehrt zum Schlamm zurück." [260]) Rein an Leib und Seele, von kosmischen Kräften durchflutet, erlebt er wieder das ewige Wunder des Lebens. „Ein Kind, entdeckte ich von neuem das Leben der Wiese, der Tiere, der Blumen. — Ein Kind, entdeckte ich von neuem mich selbst! — und im großen Atem der Welt atmete, hob und senkte ich mich." [261]) Er wird wieder, besser, endlich ein Mensch aus der Ganzheit unseres Wesens, eingegliedert in die natürliche Ordnung des Kosmos, gläubig, hoffend und liebend. Sein Leben wird wieder Gebet, indem er den Tag gestaltet aus ergriffenem Leben, aus Jubel am Leben, aus letzter Demut des Herzens. Und alles nur, weil in ihm der egozentrische, entgottete Mensch überwunden wird durch eine Erziehung zu dem natürlichen, reinen und demütigen Menschen:

„Mir dieses All! Wir sind im Paradies.
Heimgekehrt haben wir uns von der Welt befreit,
Haben die Welt von uns befreit,
Daß der Mensch heimkehre, zog ich aus.
Siehe, ich bin, wie ich im Anfang war!
Nun kehrt in mich ein das Paradies.
Die Zeit ist erfüllt!
Zurück kehren wir. Ins All mit Baum und Tier." [262])

Das individuelle Selbstbewußtsein weitet sich, dehnt sich bis zur Berührung mit den kosmischen, ewigen Kräften, geht zuletzt ein in das göttliche Leben. Das persönliche Ich löst sich aus diesem sterilen Erleben der Zeit und findet fruchtbaren Boden im Erleben des Kosmos. Die Krisis, in die er durch das unmittelbare Erleben der soziologischen, völkischen Situation immer wieder gedrängt wird, verliert damit ihren existentiellen Charakter. „Seit wir uns ohne Widerstreben dem Kosmos überlassen, sind wir des Kosmos Söhne." [263]) So wird das Leben aus kosmischer Haltung erfaßt, die Erscheinungen in sinnvoller Einheit erlebt. Wenn Lersch, wie so oft behauptet wird, Whit-

[259]) ebenda, S. 172.
[260]) „Mensch im Eisen", S. 174.
[261]) ebenda, S. 174.
[262]) „Mensch im Eisen", S. 175.
[263]) ebenda, S. 179.

man verwandt scheint, hier wird er tatsächlich der Bruder des großen amerikanischen Dichters. Mögen auch die freien, strömenden Rhythmen, die Aufzählung des Gegenständlichen, hier und da auch das Naturgefühl, uns schon früh in „Mensch im Eisen" auf den Amerikaner verweisen, entscheidend, zwingend werden wir an ihn erinnert, wo unser Dichter aus dem Erleben des Kosmos das bunte Leben erschaut und gestaltet. Wie bei Whitman wird auch bei Lersch das Erlebnis des kosmischen Gesetzes ein entscheidendes Ereignis. Die Worte, mit denen Binns, der Biograph Whitmans, die Wirkung dieses Ereignisses beschreibt, gelten auch für unseren Dichter. „Plötzlich erstrahlte in ihm der Sinn des Lebens und der Welt in Klarheit, und erhob sich, um einen unaussprechlichen Frieden, Freude und Gewißheit um ihn her zu verbreiten. Der lange Prozeß der Erneuerung hatte seine Vollendung erreicht. Er war mit sich selbst in Einheit und Frieden." [264]) „Gereinigten Leibes, hingegebener Seele, bereit, durchdrungen zu werden von den ewigen Kräften des Alls!" [265]) erlebt Lersch die bunte Fülle der Erscheinung, verwirklicht er aus seinem individuellen Erleben das kosmische Gesetz, das Göttliche, das Universum, auch hierin Whitman verwandt:

„Siehe: es fließen einander
Euphrat und Tigris zu und unterm Baum der Erkenntnis
sitzt der Welt-Greis: Gottvater! auf einem Stein ....
Weint und weint in die Hände, schluchzt und jubelt vor Glück!
Wir haben Gott erlöst, den Ewig-Verbannten!" [266])

Das Bewußtsein, aus kosmischem Gesetze zu leben, ja das kosmische Gesetz durch persönliches Leben zu verwirklichen, macht ihn natürlich auch frei von aller Enge, von aller Verbitterung, die durch die Erfahrung in ihm hervorgerufen wurde. Das Gesetz, von dem er einst sagte, daß es „unmenschlich, furchtbar trifft den Armen nur" [267]), verliert seinen Zwangscharakter durch die alles durchflutende Liebe, die dem Erlebnis des Kosmos entströmt [268]).

4. Die Erfüllung des Lebens.

Gelockert, von aller Schwere gelöst, von kosmischen Kräften belebt, tritt er zurück in das alltägliche Leben, verkündet jubelnd die eigene Heimkehr, im Bewußtsein seiner entscheidenden Wandlung, als die endliche Heimkehr des Menschen [269]). Das Gegensätzliche seiner

[264]) „Walt Whitman" von H. B. Binns, S. 101.
[265]) „Mensch im Eisen", S. 179.
[266]) ebenda, S. 176.
[267]) ebenda, S. 20.
[268]) ebenda, S. 176.
[269]) ebenda, S. 196.

menschlichen Natur hat im Erlebnis des Kosmos seine tiefere Einheit gefunden. Er ist Mensch geworden in der natürlichen Ordnung der Schöpfung. Darum bittet er innig die Mutter Erde, in ihren Geschöpfen nicht vor ihm zu erzittern, bittet er alle Tiere, nicht vor ihm zu fliehen, denn

„Wir tragen nur die Gestalt unserer Väter, vor denen ihr mit Recht!
Geflohen seid!
Wir sind ihnen entworden: Wir sind erlöst von der Bestie." [270])

Wirklich, in ihm muß Wunderbares sich vollzogen haben! Glaubt er doch plötzlich zu hören, wie das zerquälte Werkvolk ihn lockt und ruft mit „silbernen Posaunen der Liebe." „Ich höre sie singen: die Münder hinter Kerkergittern; höre sie singen im Herzen der Bergwerke, aus den Tagqualen, nächtlichen Schmerzen." [271]) Wo vorher noch Verzweiflung und Fluch ihm entgegengestöhnt, bis er verzweifelt ins Gebirge geflohen, dringt es ihm nun entgegen wie Sphärengesang. Leichten Schrittes eilt er hinab in die industriereiche Stadt, sieht berauscht die „alles überwältigende Straße" [271]). Aus dem Gemäuer der Häuser strecken sich ihm die Hände der Maurer entgegen, das Fensterkreuz wandelt sich zum werkenden Schreiner, der ihm mit ausgebreiteten Armen willkommen heißt. Überall erlebt er wieder die magische Verbundenheit des Menschen mit allem Werk, doch ausschließlich als letzte Erfüllung eines sinnvollen Arbeiterlebens. In dem Gesang „Eisen, du vor allem geliebter Stoff!" wird diese Verbundenheit in visionärem Bilde einzigartig verdeutlicht. Sinnend steht er vor seinem Amboß, betrachtet das zu schmiedende Eisen:

„Erz-Bergleute rissen dich aus jahrtausendalter Lagerstatt,
Wühlende Leiber in Staub in brauner Hitze; Explosionen,
Wasser und Felsenstürze begruben Kameraden-Leiber;
Ihre Seelen aber fuhren hinein in das Erz.
Kohlenhäuer und Schlepper in Schacht und vor Ort! Ihr alle,
die nicht zurückkehrten
ans rosige Licht, ihr Ertrunkenen, Verbrannten, Erschlagenen! Euch schmolzen die Kameraden von Eisen-Hütte und Stahlwerk zusammen mit Erz und Kohle, Fleisch, Bein und Geist; zusammen im Hochzeits-Feuer der Hochofenglut." [272])

Während er ergriffen den toten Soldaten der Arbeit einen Augenblick stillen Gedenkens weiht, sieht er, wie sie aus der „Kühle des Eisens" ihm ihre kalte Bruderhand entgegenstrecken, ihn anschauen „aus des Eisens grauem Gefüge". Nicht traurig verzweifelnd stimmt ihn dieses Erlebnis, nein, der Klang des Eisens, die „Stimmen der toten und lebendigen Kameraden" steigert die Lust an dem Werk, ist ihm wie sinnerfüllender Sang.

[270]) „Mensch im Eisen", S. 180.
[271]) ebenda, S. 178.
[272]) „Mensch im Eisen", S. 191.

„So schmiede ich dich! Eisen! Geliebtes! Klinge hoch!
schmetternder Gesang!
Du Lebens- und Todeslied!“ [273])

Willig, jubelnd hämmert er seine Seele ins Werk, „hinein in die Schweißen und Nähte, hinein in die Bögen und Winkel“ [274]), nicht nur aus Schöpferlust, sondern auch aus der Gewißheit, dann verbunden zu sein mit den toten Kameraden im Werk. Was er so heiß ersehnt hat, die echte Gemeinschaft mit seinem Werkvolk, hier wird es ihm in seiner Arbeit zuteil.

„Aus Schiene, Brücke, Rad und Hebel, Walz und Achse,
sing ich mein Liebeslied der Welt! Das Lied der Arbeits-
kameraden.“ [274])

Überall „tief unten aus der Erde, aus Werkhallen und Maschinenräumen“ hört er den gleichen Brudergesang, das Lied der Kameraden [275]). Nicht als ob sich die Schwere der Arbeit, die sozialen Verhältnisse, das Werkvolk geändert, nein, die Problematik ist die gleiche geblieben. Doch verändert hat sich der Dichter. Im Erleben des Kosmos hat er sich zu einem natürlichen, reinen, demütigen Menschen gewandelt, hat er in sich den mammonistischen Geist überwunden. „Gereinigten Leibes, hingegebener Seele“ kehrt er zurück in die Werkwelt und haßt „nur noch den alten Menschen“ in sich [276]). Aus erlebtem Wissen bekennt er es, daß nicht der Amboß, die „Mutter aller Maschinen“, die Schuld an der Problematik seines Werkvolkes trägt. Mag der Amboß auch aus der Bestimmung seines Wesens immer wieder „Opferstein“ werden, auf dem das Werkvolk geopfert wird, so ist es für ihn doch kein Grund, den Amboß, die Werkwelt deshalb zu hassen. Sich dem Werke opfern ist nun einmal das große tragische Schicksal seines Werkvolkes.

„Der Welt Zukunft baut sich aus deinem Leib, deinem Geist.
Du bist es, der in tätiger Opferung
der Zukunft Ziele weist!“ [277])

Schuldig an allem Elend des Werkvolkes ist allein der Mensch, der den Amboß, die Technik für seine mammonistischen Zwecke mißbraucht hat. „Von Dir aus, Mutter Amboß“ hat der Mensch eigensüchtig die Welt für sich erobert. „hat er die Erde geschändet, vergiftet, die Völker verdorben, von Dir aus hat das Elend der Welt seinen Auszug begonnen.“ [278]) Lange hat der Dichter wie die Mehrzahl seiner

---

[273]) ebenda, S. 191.
[274]) ebenda, S. 192.
[275]) „Mensch im Eisen“, S. 187.
[276]) ebenda, S. 194.
[277]) ebenda, S. 190.
[278]) ebenda, S. 195.

Werkkameraden den wahren Sachverhalt verkannt und im Amboß, der „Mutter aller Maschinen", seinen Peiniger gesehn.

„In unfruchtbarer Ohnmacht hassen sie dich,
auch ich haßte dich einst mit gleichem Haß." [279])

Die Heimkehr zum kosmischen Gesetze, zu der Einheit seiner menschlichen Natur wird für ihn, den Arbeiter, zugleich eine endgültige Heimkehr zu seinem Amboß, in seine Werkwelt. Heimkehr zu den Müttern nennt er diese völlige Wandlung in sich. Der Muttermythos ist ihm ja der vollkommene Ausdruck des kosmischen Gesetzes, ist ihm Fruchtbarkeit, Ordnung und Ganzheit. Und so bekennt er:

„Kehre ich heim zu den Müttern, kehr ich auch heim zu dir.
Amboß, stille Dulderin; ruhender Werkschoß.
Kehr ich heim zu den Müttern, kehr ich auch heim zu dir!" [279])

Aus geläutertem Herzen bittet er den so oft mißbrauchten Amboß: „Zu neuem Werk leide Gestaltung!" [279]) Heilig verspricht er, „nicht mehr im blinden Wutwahn, im Rausch der Gewalt . . . . das alte Schmiedewerk zu Schwertern und Ketten" zu wecken [279]). Ja, er hofft, daß die letzten „Mächte der Schwertmenschen" für immer dahinschwinden, damit endlich nur Segen aus dem Schoße des Ambosses über die Erde sich breite [280]). Er weiß, daß mit dem Amboß der Fortschritt der Menschheit verknüpft ist.

„Aus Dir wuchs der Erfindung Werk; auf Deiner glatten Fläche
erhoben sich die Kiele der Ozeanschwimmer, starke Verbrüderer." [280])

Seinem Wesen als deutschem und nordischem Menschen entspricht es, dem Fortschritt zu dienen. Gläubig hofft er, daß bald ebenso wie er zu den Müttern heimgekehrt, das Werkvolk, das deutsche Volk, die Menschen heimkehren in die natürliche Ordnung der Schöpfung. In seiner überstarken Hoffnung sieht er das Wunder schon vollzogen, daß die Technik, die Wirtschaft Dienerin des Menschen und der Mensch das Maß aller Dinge wird. „Der Mensch in der Mitte: wir haben das Maß aller Dinge gefunden! Und sind ohne Angst." [281]) Aus natürlichem Erleben kommt er zu der klaren nationalsozialistischen Wirtschaftsauffassung, daß die Technik und Wirtschaft dem Menschen, dem Volke untergeordnet ist und nicht der Mensch, das Volk — der Technik und Wirtschaft. Selbst das Problem des gerechten Lohnes, der gerechten Verteilung findet bei ihm eine ähnliche Lösung, wie sie vom Nationalsozialismus erstrebt wird. Während er vergeblich nach einem unparteiischen Menschen Ausschau hält, der „in immerwährender Anpassung sich selber und uns allen treu" die

279) „Mensch im Eisen", S. 194.
280) ebenda, S. 195.
281) „Mensch im Eisen", S. 197.

Früchte der Erde und der Arbeit gerecht zu verteilen versteht[282]), erblickt er das Bild von Mutter und Kind, sieht er das Kind saugend an der Brust seiner Mutter. „Heiliges Schenken, seliges Nehmen" offenbart sich ihm wie ein natürliches Gebot[283]). Blitzschnell überkommt ihn die Erkenntnis, daß nur in einer sozialen Ordnung, die der urgegebenen Ordnung der Natur innerlich verwandt ist, das Problem des gerechten Lohnes, der gerechten Verteilung gelöst werden kann. Die Mutter, die aus dieser natürlichen Ordnung noch lebt, soll Wegweiserin dieser neuen sozialen Ordnung sein, soll die Früchte der Erde und der Arbeit verteilen. Sie ist die wahre Herrscherin, „Königin des Lebens! Reife, spendende, reiche Tochter der mütterlichen Erde!"[284]) So wird alle Problematik von seiner überstarken Hoffnung auf das Neue, Zukünftige überstrahlt. Seit seiner Wandlung glaubt er die Welt reif für ein neues Jahrtausend. Mit Hilfe des Amboß, von dem aus das Elend der Welt seinen Auszug begonnen, will er das neue Jahrtausend verwirklichen, die Welt vom Elend befreien. „In neuer Liebe und Schöpferlust" umfaßt er den Amboß, jubelt er ihm siegesgewiß entgegen:

„Siehe, Mutter, wir ringen vom Fluche dich los.
Siehe, wie wir dich tragen ins neue Jahrtausend hinein,
dem Jahrtausend der Liebe, das in uns selber begonnen!"[285])

Unbeschwert von aller empirischen Wirklichkeit wächst ihm grenzenlos aus dem alles gestaltenden Erlebnis des Kosmos wieder die Schöpferkraft. Die Arbeit, die ihn in Fieberträumen verfolgt, beglückt ihn, steigert seine Werklust zu immer neuem Gestalten. Selbst in seine Werkstatt kehrt er zurück, „zu den Quellen des Lebens, in unsere alte Heimat", befiehlt hoffnungsfroh, den motorgekuppelten Ventilator wieder anzustellen, um endlich wieder am Werke zu sein[286]). Inniger denn je wird die Gemeinschaft mit seiner Werkwelt, mit Hammer und Amboß. Sie werden ihm zu Mitteln, seinen schöpferischen, zeugerischen Willen zu verwirklichen, zu Symbolen des zeugerischen Lebens überhaupt. Den Hammer nennt er das männlichste Gerät, „gebildet nach dem Werkzeug der Zeugung"[287]), den Amboß den ruhenden Werkschoß.

„Zwischen Hammer und Amboß,
wenn sie im Schlag meines Armes Eins werden,
fließt, wie zwischen Mann und Weib,
Werk-Same, zwischen Hammer und Amboß —
Schauer der Vereinigung wirbeln durch und durch."[288])

---

282) ebenda, S. 198.
283) ebenda, S. 199.
284) ebenda, S. 199.
285) „Mensch im Eisen", S. 196.
286) ebenda, S. 187.
287) ebenda, S. 188.
288) ebenda, S. 193.

Doch nicht nur in der Werkwelt, überall begleiten ihn die Bilder schöpferischen Lebens. „Siehe, überall sind wir umgeben von den Gleichnissen und Bildern der Zeugung.“ [289]) Freudig nimmt er in den Erscheinungen diese Triebmetaphorik wahr und bekundet damit nur zu deutlich, daß sich auch in ihm der Sinn des Lebens, der Sinn seiner Arbeit restlos erfüllt in der schöpferischen Zeugung. Wir wissen es bereits aus einem früheren Kapitel, daß der Sinn des Lebens für ihn tatsächlich umschlossen liegt in dem fruchtbaren, schöpferisch-zeugenden Prinzip. In dem Erleben des Kosmos wird seine Natur wieder fruchtbar, fühlt er sich wieder als Zeugender. Das alles durchflutende, gestaltende, kosmische Erlebnis verdeutlicht sich zuletzt wie bei Whitman vollgültig in dem mystischen Augenblicke der Zeugung [290]). Ungeachtet der geschichtlichen Situation jubelt er auf, als er sich dieses willenlos schöpferischen Aktes erinnert. Trieb und schöpferische Lust werden in tiefer Einheit erlebt, um dann zuletzt im „Mann-Weib-Kind-Werk“ den alles umfassenden Ausdruck zu finden [291]).

„In Werk und Kind ist meine Inbrunst verwoben.
Werk und Kind, ich kann sie nicht trennen in mir.“ [292])

Natürlich gestaltet er seine Arbeit, sein Werk nicht mehr einzig aus Brotnot, sondern ebenso zwingend aus „treibender Schafferlust“ [293]). „Unsterblichkeits-Lust . . . . treibt uns mit Allgewalt ins Schöpferwerk hinein.“ [294]) Zum Glück wird die starke Energie der triebhaft-schöpferischen Lust wesentlich gebunden an die hoffnungsvolle Aufgabe, als Schmied „das neue Werk in die neue Zeit“ zu hämmern [295]). Die Größe der Aufgabe bewahrt ihn somit zunächst vor einer bitteren Enttäuschung, die ihm die soziale, völkische Situation kurz oder lang doch bereiten muß, wenn nicht inzwischen ein grundlegender Wandel im Schicksal unseres Volkes sich vollzogen haben wird. In seine Arbeit, in Türme, Brücken, Bögen und Hochöfen, in sein „Weltwerk aus Brotnot und treibender Schafferlust“ ergießt sich die triebhaft schöpferische Kraft. Die Hoffnung, mit diesem Weltwerk, aus diesem Weltwerk das neue Jahrtausend der Liebe, das Jahrtausend der natürlichen Ordnung zu verwirklichen, treibt ihn immer wieder ins Werk und bindet ihn zuletzt zu inniger Gemeinschaft mit seinem Werkvolk. Ja, er glaubt, daß Hammer und Amboß, vor allem das Werkvolk, sich mit ihm auflehnen werden gegen jeden, der es wagt, die schöpferische Arbeit an dieser großen Aufgabe zu sabotieren. Wo ein „Einbrecher-Feind, Werk-Feind, Kind-Feind“,

---

289) „Mensch im Eisen“, S. 186.
290) vgl. Whitman, „Grashalme“ u. a., S. 44 und 117.
291) „Mensch im Eisen“, S. 194.
292) „Mensch im Eisen“, S. 189.
293) ebenda, S. 188.
294) ebenda, S. 193.
295) ebenda, S. 196.

„..... strömen die Schmiede zusammen, ein Wall, ein Berg,
dann schreit der eschene Stiel, der Hammerklotz tönt,
da wächst ein Riese flammenhäuptig ins Blau:
Mann-Weib-Kind-Werk: Volk, Eins!“ [296])

Und alle Hämmer wachsen in seiner Riesenfaust zusammen. „Vulkanisch von Flammen umbrannt, hämmert und tobt der Riese vor dem Himmelsbrand!“ [296]) Wohl weiß der Dichter, daß mit Gewalt die Saboteure seines Weltwerkes zwar niedergehalten werden können, daß aber damit ihre Heimkehr zu den Müttern, zu der natürlichen Ordnung der Schöpfung nicht zu erzwingen ist. Da überkommt ihn die Ahnung, ja die Gewißheit, daß aus dem Schoße der Mutter, des Proletariats, „aus urdunkler Kraft und zeugerischer Leidenschaft“ neben den Knechten, den Saboteuren auch Helden geboren werden, „Genien der schöpferischen Kraft“ [297]), die wie er aus kosmischem Erleben gestalten und streben, die wie er die letzte Schlacht wagen: „Die Schlacht in uns selbst!“ [298]) Dabei ist wohl zu beachten, daß das Wort Proletariat in seiner ursprünglichen Bedeutung und nicht in dem politisch soziologischen Sinne zu verstehen ist. Proletariat wird hier die fruchtbar chaotische Urmasse eines Volkes genannt [299]). Mit diesen Gleichgesinnten hofft er als Hefe das ganze Volk zu durchgären, bis von allüberall, aus Werkstatt, Fabrik, Eisenhütte und Kohlenschacht, aus Adelsschlössern, Patrizierhäusern und von den hohen Schulen die Menschen strömen als „Erneute, Erweckte, Wiedergeborene“ [300]). Wo immer noch ein „Kind-Mutter-Feind“ sich befindet, schallt es ihm versöhnend entgegen:

„Wir können dich nicht niederringen,
Wir werden dich niedersingen!“ [301])

Was Abel Whitfood dem verzweifelten Maler van Hoogstraaten über die Lösung der sozialen Frage bekennt: „Ich zertanze die Ketten, die den Menschen fesseln, zersinge, zerspiele sie“, wiederholt sich hier in ähnlichem Sinne. Alle trennenden Gegensätze werden durch die Kameradschaft, durch das versöhnende Spiel und Lied überwunden. „Die helle Jugend, die Frauen, der Werkmann, alle Menschgewordenen grüßen, übersingen den klaffenden Riß.“ [302])

Das heiße Sehnen der Frontsoldaten, durch Liebe und Kameradschaft die Welt zu erneuern, durch eine kreatürliche Haltung gegenüber dem ewigen Gesetze das Leben wieder natürlich und rein zu

296) „Mensch im Eisen“, S. 194.
297) „Mensch im Eisen“, S. 200 und 201.
298) ebenda, S. 204.
299) ebenda, S. 201/2; vgl. dazu Jost, S. 139.
300) ebenda, S. 202.
301) ebenda, S. 202.
302) ebenda, S. 203.

gestalten, mündet nun ein in dem einzigartigen Erlebnis des Kosmos, sodaß dieses sich nachhaltig verdichtet zu dem fruchtbarsten Erlebnis seines Lebens überhaupt. Keine Problematik erschüttert ihn mehr, wird doch alles getragen aus diesem großen Erleben der kosmischen Kräfte. Mag schlimmer die Not in den Jahren 1930/32 auch werden,

„Was kann uns geschehen? Gott hat uns Werktätige,
Werklose, zu seinen Bauleuten verpflichtet!
Das Geschick der Welt, den Triumpf des Lebens, seine
Herrschaft in unsere dienenden Hände gelegt." [303])

Irgendwie ist alle Problematik, alle Not nun geborgen, darum „verzagt nicht, Brüder in Not, uns kann nichts geschehen" [304]). Auch die überstarke Hoffnung, daß bald alle Menschen „keinem andern Geiste als der Liebe untertan" [305]) überstrahlt die alltäglichen Sorgen und Nöte seines Werkvolkes. Wohl hofft er Jahre vergeblich auf die neue Zeit, den neuen Menschen, aber den Glauben daran verliert er nicht trotz des geschichtlichen Schicksals seines Volkes und der immer verheerender sich auswirkenden Weltwirtschaftskrisis. Als dann endlich der Führer der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, der Arbeiter und Frontsoldat Adolf Hitler die Regierung übernimmt, ein frischer, reiner Wind die deutschen Lande durchweht, da ahnt er, fühlt er, daß mit diesem Ereignis eine neue Zeit beginnt, aus der ein neuer Mensch heranwächst, der Mensch der Kameradschaft. Immer gewisser wird es ihm, daß dieser Mensch seinem Menschen kosmischer Haltung innerlich verwandt ist. Unbemerkt von ihm ist durch die Politik die kosmische Lebenshaltung, die in sich alle Gegensätze überwindet, bestimmend für das öffentliche Leben, für das Leben seines Volkes geworden. Überall sieht er, wie das visionär geschaute Leben sich verwirklicht, die Klassen schwinden, die Volksgemeinschaft entsteht. Nicht Arbeitgeber und -nehmer gibt es mehr, sondern nur „Stadtvolk, Landvolk, Brüder alle." [306]) Jede Erscheinung, das ganze Leben, alles drängt hin zur fruchtbaren Einheit, ist durchseelt von leuchtendem Eros:

„Unsrer Leiber starke Regung
Quillt in frühlingsfrischem Mut,
Treibt in flutender Bewegung
Kraft und Wille, Geist und Blut." [307])

Was er so heiß ersehnt, tief erlebt, will sich ihm endlich verwirklichen. Die Arbeit wird sinnerfüllendes Leben, „Der Werkkamerad, der Arbeit Held" endlich „des schaffenden Volks Soldat", dem

303) „Mit brüderlicher Stimme", S. 142.
304) ebenda, S. 141.
305) ebenda, S. 174.
306) „Mit brüderlicher Stimme", S. 174.
307) ebenda, S. 177.

„Nicht zu Brot allein, auch zu Liebe und Glück
Blüht die deutsche Erde unter Gottes ewigem Licht!“ [308])

„Mit brüderlicher Stimme“ [309]) verkündet er das Große dieser neuen Zeit, verherrlicht er den neuen Menschen der Kameradschaft, stimmt er jubelnd ein, im Bewußtsein, seine Lebensaufgabe erfüllt zu sehen:

„Leuchte, scheine, goldne Sonne,
Unserm Vormarsch in die Welt,
Uns, die nun im Aufgang stehen,
Keine Macht noch Fessel hält.
Alte? Junge? Neue Menschen!
Werkbeglückt einander nahn,
Menschen, keinem anderen Geiste
Als der Liebe untertan.
Drum, mein Hammer, schwing und schalle,
Läute Frieden, Hammerschlag!
Ruf mit deinem Stahlgesange
Stadtvolk, Landvolk, Brüder alle
In den großen Arbeitstag.“ [310])

---

[308]) ebenda, S. 178.

[309]) In „Mit brüderlicher Stimme“ sind nur die Gedichte: „Morgenlied der neuen Arbeiter“, S. 173 ff., „Werk-Feierlied“, S. 175, „Marsch zur Kampfbahn“, S. 177, „Marschlied“, S. 178, „Soldaten der braunen Armee“, S. 179 ff. und „Jungvolklied“, S. 181 ff. als Ausdruck der neuen Zeit seit 1933 zu bezeichnen.

[310]) „Mit brüderlicher Stimme“, S. 174.

Literatur-Verzeichnis.

Heinrich Lersch: „Abglanz des Lebens", M.-Gladbach 1914.
„Herz! Aufglühe dein Blut", Jena 1918 (I. Aufl. 1916).
„Deutschland", Jena 1918.
„Vergißt du deines Bruders Not", Köln 1917.
„Mensch im Eisen", Stuttgart 1925.
„Siegfried" in Orplid. Jahrg. 1925/26, M.-Gladb.
„Stern und Amboß", Berlin 1927.
„Neue Erzählungen und Gedichte" in Orplid, 3. Jahrgang 1926/27, 3. Heft (auch in Buchform M.-Gladb. 1927).
„Capri", Dresden 1927.
„Manni", Stuttgart 1927.
„Der grüßende Wald", Berlin 1927.
„Hammerschläge", Berlin 1930.
„Mit brüderlicher Stimme", Stuttgart 1934.
„Mut und Übermut", Stuttgart 1934.
„Die Pioniere von Eilenburg", Berlin 1934.
„Im Pulsschlag der Maschinen", Berlin 1935.
„Deutschland muß leben", Jena 1935 (eine Auswahl).
Carl Bröger: „Die singende Stadt", Nürnberg.
„Kamerad, als wir marschiert", Jena 1916.
„Soldaten der Erde", Jena 1918.
„Der Held im Schatten", Jena 1919.
„Vom neuen Sinn der Arbeit", Jena 1919.
„Flamme", Jena 1920.
„Deutschland", Rudolstadt 1925.
Barthel: „Freiheit", Jena 1917.
„Arbeiterseele", Jena 1920.
Gerrit Engelke: „Rhythmus des neuen Europa", Jena 1929.
H. Mühle: „Das proletarische Schicksal" (Anthologie), Gotha 1929.
Walt Whitman: „Grashalme", übersetzt von Schlaf, Leipzig 1919.
„Lyriker der Freiheitskriege". Herausgeg. v. Max Wendheim, Deutsche Nat.-Lit. Bd. 135, 3. Abt. Stuttgart 1892.
„Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht", Berlin 1914 ff.
H. B. Binns: „Walt Whitman", übertr. v. Joh. Schlaf, Leipzig 1907.
G. Brand: „Heinrich Lersch oder der Weg von draußen nach innen" in Orplid, 3. Jahrg. 1926/27, 3. Heft, S. 82 ff.
L. Brentano: „Die Arbeitergilden der Gegenwart", Leipzig 1871/72.
H. Cysarz: „Zur Geistesgeschichte des Weltkrieges", Halle 1931.
Friedr. Diettrich: „Moderne Arbeiterdichtung" in „Die Literatur", 30. Jahrgang.
Enders: „Die Entwicklung der sozialen Lyrik" in Orplid, 1. Jahrg., 1. Heft, 1924.
Th. Jost: „Mechanisierung des Lebens und moderne Lyrik", Bonn 1934.
Knevels: „Die deutsche Arbeiterlyrik" in Zeitwende, 3. Jahrg. 3. Heft 1927.
v. d. Leyen: „Deutsche Dichtung in neuer Zeit", Jena 1922.
Klüß: „Die älteste deutsche Gewerkschaft", Diss. Karlsruhe 1905.
K. Martell: „Deutsche Arbeiterdichtung" in Gral, 23. Jahrg.
Nietzsche: „Zarathustra", Gröner-Verlag 1930.
Pongs: „Das Bild in der Dichtung", 1. Bd. Marburg 1927.
Schmitt: „Deutsche Arbeiterdichtung der Gegenwart", Soz. Revue, 23. Jahrg.
W. Sombart: „Deutscher Sozialismus", Berlin-Charlottenburg 1934.
J. Winkler: „Der Lersch" in Orplid, 3. Jahrg. 26/27, 3. Heft, S. 1 ff.

Lebenslauf.

Am 1. 3. 1908 wurde ich, Hans Eiserlo, als Sohn des Bäckers Peter Eiserlo in Oberhausen (Rhld.) geboren. Nach achtjährigem Besuch der Volksschule arbeitete ich eine zeitlang als Hüttenjunge in der Oberhausener Glasfabrik. In den Abendstunden suchte ich mich mit Hilfe eines mir wohlwollenden Lehrers fortzubilden. Im Januar 1924 konnte ich in die Untersekunda einer Oberrealschule aufgenommen werden. Das Schulgeld verdiente ich mir während des dreijährigen Besuchs der höheren Schule durch Stundengeben. Am 11. 3. 27 bestand ich die Reifeprüfung. Als Hilfsarbeiter am Hochofen, im Tiefbau und Straßenbau und in Dampfkesselwerken suchte ich mir das nötige Geld zum Studium zu bechaffen. Von Ostern 27 bis Juli 32 studierte ich an den Universitäten Freiburg i. Br., Tübingen und Bonn Germanistik, Geschichte, Erdkunde, Philosophie und Englisch. Und zwar im S. S. 27 bis W. S. 27/28 in Freiburg i. Br., im S. S. 28 bis W. S. 28/29 in Tübingen, im S. S. 29 bis S. S. 32 in Bonn.

Am 30. 4. 1932 bestand ich die wissenschaftliche Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen in Deutsch, Geschichte und Erdkunde. Als Gesamtprädikat wurde mir „mit Auszeichnung" bestanden zuerkannt. Am 12. Oktober 1934 bestand ich nach Ablegung der zwei praktischen Ausbildungsjahre das pädagogische Staatsexamen ebenfalls mit Auszeichnung. Von Oktober 1934 bis März 1935 war ich als Assessor an der Hindenburgschule in Düsseldorf, von April 1935 bis Ende September 1935 als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter beim Oberpräsidium Abteilung für höhere Schulen tätig. Von Oktober 35 bis heute bin ich wieder als Assessor an der Hindenburgschule in Düsseldorf beschäftigt.

Die Anregung zu dieser Arbeit verdanke ich Herrn Prof. Dr. Enders, dem ich an dieser Stelle für sein gefälliges Entgegenkommen herzlich danke.

Die mündliche Doktorprüfung fand am 24. November 1937 statt.